Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

DEUTSCHE RUNDSCHAU

OTTO LEHMANN-RUSSBÜLDT
Die weltpolitische Aufgabe
der kleinen Nationen

HARRY PROSS
Prüfstein Guinea

ROSEMARIE WINTER
Jugend, Reisen und Romane

HANS-ULRICH ENGEL
Zweimal Potsdam

JEAN GEBSER
Erinnerungen
an Federico García Lorca

GOLO MANN
Metternich

JONAS LESSER
Thomas Mann und Wilhelm Raabe

OTTO V. TAUBE
In den Marken

6

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

85. JAHRGANG · BADEN-BADEN · JUNI 1959

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

JUNI 1959

RUNDSCHAU

Die Deutsche Bibliothek (481) — Die Universitäts-Selbstverwaltung (482) — Der Haß der Friedhofsschänder (483) — Eine neue Art von Radiodemokratie (485) — Otto Freiherr von Taube (487) — Peter Suhrkamp † (488)

AUFSÄTZE

Otto Lehmann-Russbüldt
Die weltpolitische Aufgabe der kleinen Nationen 490

Harry Pross
Prüfstein Guinea 494

Rosemarie Winter
Jugend, Reisen und Romane . . . 498

Hans-Ulrich Engel
Zweimal Potsdam 503

Jean Gebser
Erinnerungen an Federico García Lorca 510

Golo Mann
Metternich 513

Jonas Lesser
Thomas Mann und Wilhelm Raabe 518

Felix Langer
Die unsichtbare Toga 524

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (530) — THEATER-RUNDSCHAU (532)

GEDICHTE

Richard Ebert (497) — Andreas Donath (512) — Theodor Sapper (517) — Gertrud von Petersdorff (523) — Federico García Lorca (534) — Helmut Lamprecht (553)

PROSA

Otto v. Taube
In den Marken 535

Hugo Hartung
Das Denkmal 542

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Eichner (554) — Knoop, Westphal (557) — Wolff u. a. (563) — Algren (564) — Mallet-Joris (565) — Schaper (566) — Mampell (566) — Hagelstange, Schroers (567) — Korn (567) — Kemp (568) — v. Hornstein (568) — Kendall (570) — Koebner (571) Hinweise (571)

MITTEILUNGEN (575)

Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstraße 8, Telefon 4259 — Redaktion: Weiler i. A., Salmers — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nichtverlangte Rezensionsexemplare werden in keinem Fall, Manuskripte nur dann zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt.

Herausgeber: Rudolf Pechel, Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

R U N D S C H A U

Die Deutsche Bibliothek

Am 24. April hat Bundespräsident Heuss das neue Haus der „Deutschen Bibliothek" in Frankfurt/Main eingeweiht. Es ist ein Turmbau, der Erweiterungsmöglichkeiten nach oben hat, dazu bestimmt, von allen deutschen Druckerzeugnissen je ein Exemplar aufzunehmen und es bibliographisch zu erfassen, ein gigantisches Archiv also, dessen höchstes Ziel die Vollständigkeit ist.

Der Wunsch nach Vollständigkeit war es auch, der 1946 an der Wiege des Unternehmens stand. Die berühmte „Deutsche Bücherei" in Leipzig, die ehrwürdige Sammelstelle der deutschen Literatur, war kaum erreichbar und zeigt die ersten Anzeichen, daß an die Stelle der Vollzähligkeit das Prinzip der Parteilichkeit treten sollte. Das entsprach wohl der sowjetischen Politik, die in Potsdam auf straffe Zentralisierung Restdeutschlands gedrängt hatte, nicht aber der raum- und freiheitgebenden Staatsauffassung des Westens, und schon garnicht den Interessen einer deutschen Nationalbibliographie. So entwickelte sich aus dem Frankfurter Ableger eine Stiftung öffentlichen Rechts, die 1952 ihre eigene Form erhielt. Seitdem haben wir zwei Nationalbibliotheken, was zweifellos besser ist als keine vollständige zu haben.

In den Eröffnungsfeierlichkeiten des Frankfurter Neubaues war denn neben der Freude am gelungenen Werk auch die Trauer zu spüren, daß es soweit gekommen ist. Indes: Wir leben nicht mehr in einer Zeit, in der Teutonen und auch Germanisten, soweit die deutsche Zunge klingt, sprachliche zu nationalistischen Argumenten verbiesterten. Der Frankfurter Turm wirkt eher wie eine List der Vernunft, die über die Forderungen der bibliographischen Praxis zum Ziele der Freiheit kommt. Betrachtet man ihn so, erscheint er, wie manche andere scheinbar nur betrübliche Verdoppelung deutscher Einrichtungen, als ein Triumph des elastischen Sinnes über die Erstarrung, in der ein Teil des Vaterlandes gefangen sitzt.

So hat denn der prächtige Professor Eppelsheimer, dessen unermüdlicher Tatkraft wir die Rettung der deutschen Nationalbibliothek vor dem kommunistischen Doktrinarismus verdanken, auch entschieden abgewinkt, als Leipzig vor ein paar Jahren seinen „Wiedervereinigungs"-vorschlag machte: Die Deutsche Bücherei in Leipzig wolle den alphabetischen Index herstellen und Frankfurt solle daraus das Schlagwörterverzeichnis fertigen!

Diese Falle war zu plump gestellt, als daß einer hätte hineingehen können, und Dr. Hanns Eppelsheimer, der listenreiche Odysseus des deutschen Bibliothekswesens, schon garnicht. Daß Heuss ihn mit einem hohen Orden bedachte, und daß der von ihm selbst gewählte Nachfolger

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Eppelsheimers Erbe antrat, fügte denn auch der Feier der Institution die menschliche Note bei. Sie erst, und eigentlich sie allein, zeigte, daß der Turmbau voller Druckerzeugnisse eben doch keine rein konservierende Funktion hat. Er ist und wird es hoffentlich bleiben eine Tatsache des vorwärtsstürmenden Geistes, der sich herumschlägt mit den Hindernissen, die Trägheit und Unterdrückung ihm in den Weg stellen.

Die Universitäts-Selbstverwaltung

Wer nach den Wurzeln des europäischen Freiheitsgedankens fragt, wird vor allem das „dialogische" Verhältnis zu nennen haben, in dem Herrschaft und Genossenschaft zueinander standen und im Grunde heute noch stehen — stehen sollten. Im Miteinander-Handeln und Verhandeln beider Potenzen hat sich deren gemeinsame Macht gebildet. Im Blick auf die Macht ist radikale Autonomie ein Unding: Kein Staat vermöchte zu bestehen angesichts eines „Ohne mich" seiner Bürger — kein Bürger, der „Geistigste" am wenigsten, vermöchte in Freiheit zu existieren, es sei denn, herrschaftliche Macht schützte sie ihm.

In diesem Koordinatensystem politischer Grundstrukturen steht unausweichlich auch das dornige Problem der Selbstverwaltung unserer akademischen Körperschaften. *Alexander Kluge* hat ihm ein gerecht abwägendes Buch gewidmet: *„Die Universitäts-Selbstverwaltung.* Ihre Geschichte und gegenwärtige Rechtsform". (Frankfurt 1958, V. Klostermann. 264 S. DM 18,—), das durchaus mehr ist als nur ein geschichtliches oder juristisches Kompendium. Sein reicher Inhalt kann an dieser Stelle auch nicht andeutend referiert werden. Fast die erste Hälfte der Darstellung ist den geschichtlichen Ursprüngen und Entwicklungslinien gewidmet.

Ein zweiter Teil behandelt die moderne akademische Verwaltung nach ihren Organen (Fakultäten, Senaten, Rektoren, Rechtsakten). Der dritte Teil endlich bietet vier Exkurse, die einige der prinzipiellen Fragen eigentlich erst stellen und ihre Beantwortung anregen: Wie kann eine akademische Körperschaft sich vor einer vergewaltigenden Bevormundung durch staatliche Herrschaft schützen? — Die Bedeutung des Gewohnheitsrechtes („Observanz") für die körperschaftliche Verfassung einer Institution, die ihrem Wesen nach in ihrer inneren Dynamik ihre „Freiheit" hat, wie unlängst Marchionini hier ausführte (DR 2/59). — Wie aber steht es heute mit dem Recht staatlicher Behörden, Statuten zu erlassen, Rechts- und Dienst-Aufsicht zu üben?

Im Übergang vom historischen zum systematischen Teil erwähnt A. K. in keuscher Kürze die Vergewaltigung der deutschen Universitäten durch den Nationalsozialismus. Dann heißt es für die Neuansätze nach 1945: „Es war Gemeingut, daß nach dieser Katastrophe — in einem noch höheren Maße als nach 1807 — eine Besinnung auf die geistigen Werte und in diesem Rahmen eine nicht nur äußerliche Universitätsreform zu wünschen sei." (S .101) Uns scheint, daß an dieser Stelle noch

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

einmal anzusetzen wäre: Woher rührt es, daß 1933-1945 die deutschen Universitäten, die „Genossenschaften" der „Geistig-Freien" und für die Freiheit des Geistes und der Bildung Verantwortlichen, nicht um der Freiheit willen Widerstand zu leisten vermochten? Gewiß — dieses „Vermögen" ist vielschichtig und vielgesichtig. Seit der Zeit des Absolutismus besitzen die Hochschulen ja nicht mehr die Möglichkeit zu effektivem Selbstschutz (sofern sie sie je besaßen). Sie verdanken bis heute ihre Freiheit — wenn nicht ideell, so doch faktisch, und auch da, wo sie in dieser Freiheit auf diese Freiheit „nonkonformistisch" antworten — der staatlichen Schutz-Macht. Blieb aber nach 1945 nicht dennoch bei vielen ihrer Mitglieder ein Trauma ob des Schweigens in den bösen Jahren? Hat in diesem Schweigen nicht auch die Tradition des idealistischen Gedankens einer außer-politischen Bildung sich ausgewirkt, die sich im Schutze mächtiger Nationalstaaten den Luxus einer prinzipiellen Aversion gegen die Macht als solche (Burckhardt!) leisten zu können meinte?

So sind es gewiß nicht nur historische oder rechtliche, sondern auch gewichtige psychologische Faktoren, die das heutige Problem so dornig machen, wie in fruchtbarem Gespräch („Dialogik") zwischen der herrschaftlich-staatlichen und der genossenschaftlichen Instanz beider gemeinsame Freiheit immer wieder neu zu verwirklichen wäre. Hier bleiben nur noch die Bemerkungen des Beginns über die Wurzeln der europäischen Freiheit zu ergänzen: Die Forderung des Delphischen Apoll „Erkenne dich selbst!" zielt auf jenes kritische Verhalten, das nicht „Verhältnisse" oder auch „Traditionen" für das richtige Entscheiden freier Geister verantwortlich macht. Geschichte und Anthropologie lehren, daß nur im Gespräche wechselseitiger „informatio", deren Partner sich selbst erkennen, indem sie sich jeder am anderen „bilden", Freiheit als Ertrag des Miteinander-Handelns von Herrschaft und Genossenschaft gewonnen und erhalten wird.

Der Haß der Friedhofsschänder

Die Geschichte der Friedhofsschändungen ist eines der ärgsten Kapitel in der jüngsten Geschichte Deutschlands. Sehen wir einmal von den Schändungen katholischer oder protestantischer Friedhöfe ab, die aus einem anarchistischen Drang ebenfalls vielfach von solchen pervertierten Ruhestörern geschändet wurden, so waren es nach dem Ersten Weltkriege und vor allem in den letzten Jahren immer wieder jüdische Friedhöfe, die zerstört, entweiht und geschändet wurden. Seit 1948 bis heute ist — nach einer Feststellung des Gewerkschaftsblattes „IG Metall" — jeder *zehnte* jüdische Friedhof in der Bundesrepublik geschändet worden, nämlich 178 Friedhöfe von 1700 bestehenden. Diese erschreckende Zahl läßt sich nicht mehr mit naiven Aktionen von „spielenden Kindern", die riesige Grabsteine umgeworfen haben sollen, oder ausschließlich mit kommunistischen Diversantenstreichen reklamieren. An-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

gesichts der Amberger Friedhofsschändung, wo nächtlich an den Außenmauern des jüdischen Friedhofes Hakenkreuze und antisemitische Parolen aufgemalt wurden, dürfte eine historische Analyse dieser inneren deutschen Schande am Platze sein. Von 1923 bis 1932 wurden in Deutschland 128 jüdische Friedhöfe und 50 Synagogen geschändet.

Damals waren es bereits meistens Angehörige der NSDAP oder ihr nahe stehender Verbände. Man staunt heute, nachdem dieses Übel wieder in alter Frische aufgelebt ist, über die Milde der Urteile in der Weimarer Republik. Im September 1924 verurteilte das Amtsgericht Göttingen ein Mitglied der NSDAP zu 300 RM Geldstrafe, weil es einen Kranz an einem Gefallenendenkmal des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten geschändet hatte. Im Januar 1928 warf ein Mitglied dieser Partei in Gerolzhofen bei Schweinfurt Grabsteine jüdischer Gräber um und beschmierte die Leichenhalle des Friedhofs mit Hakenkreuzen. Er bekam 2 Monate Gefängnis mit Bewährung. Am 23. Juni 1930 besudelten fünf NSDAP-Männer die Synagoge am Kottbuser Damm in gemeiner Weise. Das Schöffengericht Berlin sprach damals immerhin je fünf Monate Gefängnis aus.

Typisch war die Schändung des jüdischen Friedhofs von Trebnitz (Niederschlesien), wo im November 1930 34 Gedenksteine mit Hakenkreuzen besudelt, die Fenster der Leichenhalle zertrümmert, die Hallenwände mit Kreuzen beschmiert, Galgen mit der Umschrift „Juda verrecke!" aufgemalt wurden. Damals versuchte sich die NSDAP-Ortsgruppe Trebnitz noch heuchlerisch von den Tätern zu distanzieren. Die NSDAP scheute sich nicht, im „Trebnitzer Anzeiger", als die Empörung der Öffentlichkeit zu groß wurde, eine Annonce mit der Aussetzung einer Belohnung für die Ergreifung der Täter zu veröffentlichen. Diese Form der heuchlerischen Taktik ist gewissen Strategen der NSDAP in der Presse wohl bis heute erhalten geblieben. Am 5. Juni 1931 wurden sogar Kindergräber in Schriesheim (Bergstraße) geschändet. Hier erhielten die jugendlichen Nazis eine Strafe von 14 Tagen Gefängnis. Der einstige „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" hatte 1932 diese Schändungen in einer Broschüre „Dokumente der politischen und kulturellen Verwilderung unserer Zeit" aufgezählt. Ihr Resumé wurde 1959 im Fischer-Band Nr. 264 („Die Zerstörung der deutschen Politik") wieder abgedruckt. Die Broschüre erschien damals in Berlin W 15, Emser Straße 42. Niemand ahnte, was sich auf dem Wege, den die wüsten Schandbuben gingen, die auf Friedhöfen Amok liefen, noch ergeben würde. Der Weg nach Auschwitz und Theresienstadt war angetreten. Die Ideologie der Friedhofsschänder trug bei den Hoess, Schubert und Schulze ihre Früchte.

Der Friedhofsvandalismus gehört zu den charakteristischen Kennzeichen einer feigen, demoralisierten, verhetzten und krankhaften Rotte, die den offenen Widerstreit mit den zeitgeschichtlichen Kräften scheut. In den nächtlich und heimlich vorgenommenen Aktionen entdeckt man

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ein psychologisches Moment der inneren Unsicherheit, vor allem der Tarnung entfesselter Triebe im Staate einer Zwangsmeinung und Öffentlichkeits-Hörigkeit. Man hütet sich, der eigenen Meinung Ausdruck zu geben, schändet im Dunkeln Gräber und Kulthallen solcher Konfessionen und Gruppen, die als „Schuldige" der eigenen unzureichend bewältigten Lebensproblematik empfunden werden. Hier erfüllen die jüdischen Friedhöfe den deutlichen Zweck eines Hexenjäger-Symbols. 128 Friedhofsschändungen von 1923 bis 1932. 178 Friedhofsschändungen von 1948 bis 1959 — die Zahl läßt erschrecken!

Ist hier wieder ein Weg angetreten, der in Verderben und Schande führt? Wieder ist es die Selbstschuld, die deutsche Menschen in eine Haßaktion gegen Tote treibt, weil sie aus Selbsthaß nicht mit dieser Schuld fertig werden können. Wieder schleichen bei Nacht Friedlose mit Farbtöpfen und Stahlwerkzeugen über jüdische Friedhöfe, um zu zerstören und zu besudeln. Wieder freuen sich am Tage hämisch Psychopathen über ihr Zerstörungswerk und feiern den „Sieg" ihrer „List". Man achte nur darauf, wieviele Hakenkreuze auch auf den öffentlichen Toiletten angeschmiert werden; während es sich hier wenigstens nicht gegen eine ehrfurchtgebietende Stätte richtet, ist die Friedhofsschändung ein von allen Kulturvölkern verachtetes Delikt.

Umso beglückender ist eine Aktion, die die Schüler der oberhessischen Kleinstadt Helmarshausen mit der ständigen Pflege eines jüdischen Friedhofes übernommen haben.

Wo andere schmieren und zerstören, werden hier Grabsteine, auf denen hebräsische Buchstaben stehen, die die Schuljungen nicht lesen können, in gutem Willen wieder aufgerichtet und vergessene Gräber, deren Angehörige vielleicht längst nicht mehr leben, gepflegt. Die Aktion wurde zur „Woche der Brüderlichkeit 1959" begonnen, und der Bürgermeister Krug erklärte dazu: „Keiner wird als Antisemit geboren, sondern höchstens dazu erzogen. Deshalb müssen unsere Schulen ein echtes humanistisches Geschichtsbild lehren."

So zeigt sich einmal in einem positiven Zusammenhang die Verkettung zwischen den Thesen des Lehrers Zind und der Fernaus und der gräßlichen Friedhofsschändungen und andererseits die Haltung eines Direktors Krug und der hilfsbereiten Pflege jüdischer Grabsteine durch eine in humanistischem Geiste erzogene Schuljugend.

An ihren Taten wollen wir sie auch in Zukunft erkennen. Mehr, als an ihrem Reden.

Eine neue Art von Radiodemokratie

In einer sehr schönen, von philosophischen Spitzfindigkeiten unbehelligten Gebirgsstadt Amerikas hat der Wettbewerb im Rundfunkwesen ungewöhnliche Formen angenommen. Man ist auf die Idee gekommen, die Hörerschaft zu ihren eigenen Stars zu machen. Seit Wochen gibt es in besagter Stadt ein von acht Uhr abends bis Mitternacht wäh-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

rendes, „Towncrier" geheißenes Programm, in dem ein stimmgeschulter Conférencier die Hörerschaft einlädt, eine gewisse Telefonnummer anzurufen, um Anfragen, Bemerkungen, Ansichten und Probleme innerhalb der von verschiedenen Firmen schirmherrlich gepflegten Stunden einem breiten Publikum bekanntzugeben.

Ruft man uns tatsächlich an, so meldet sich der *Towncrier,* und sobald man ins Telefon zu sprechen beginnt, hört man im Radioapparat seine eigene Stimme. Dieser technische Einfall hat sofort begeisterten Widerhall gefunden. Das Rundfunktelefon ist unausgesetzt belagert. Der Conférencier verhält sich dabei so wie der Inhaber einer kleinstädtischen Gemischtwarenhandlung zu Lincolns Zeiten, als man an Wintertagen um den eisernen Ofen herumsaß, politisierte, Merkwürdigkeiten, sowie Ratschläge austauschte und sich die Zeit vertrieb. Der Besitzer stimmte natürlich grundsätzlch mit jedem überein. Der Conférencier tut ein gleiches. Er gibt aber nie eine Meinung zum besten, sondern begnügt sich mit Wörtern wie „Wirklich?!", „Interessant!", „Merkwürdig".

Da telefoniert etwa ein unerschrockener Geist, um sich zu erkundigen, wer gleich ihm über die Unbestreutheit vereister Straßen ungehalten ist. Sofort meldet sich eine würdige Stimme und stellt persönlich fest, daß seiner persönlichen Meinung nach der Kostenaufwand in keinem Verhältins zur vorgeschlagenen Leistung stünde, da die Sonne einige Stunden später eine etwaige Gefährdung des Verkehrs gratis beseitige. Ein anderer pflichtet bei und beklagt sich bei dieser Gelegenheit über die mangelnde Fahrkunst mancher, wenn auch vereinzelter Vertreter des weiblichen Geschlechts, die auf die Bremse träten, anstatt vom dritten auf den zweiten Gang umzuschalten. Jetzt ist man in vollem Schwung.

Mit dem Brustton gerechtsamer Überzeugung meldet sich ein Sprachpionier, der die eben vernommene, auf die sich ohnedies aufopfernde Frau gezielte Anklage hundertprozentig abweist, er selbst führe eine glückliche Ehe, habe sieben Kinder, die er alle aufs College zu schicken gedenke, damit es ihnen dereinst besser ergehe als ihm, und seine Frau habe noch nie einen Verkehrsunfall erlitten. Man lebe in einem freien Lande mit Gleichberechtigung der Frauen.

Der Conférencier sagt sehr freundlich „Sehr interessant!", wünscht dem unerschrockenen Vorkämpfer alles Gute auf seinen ferneren Lebensweg und meldet sich schon für die nächste Stimme, die dünn beteuert, alles Übel und jede Meinungsverschiedenheit ließe sich beseitigen, wenn man nur eifriger die Bibel lesen wollte. Als à propos fragt sie an, ob jemand vielleicht zufällig wisse, wie man „Picnic" buchstabiere. Augenblicklich ruft ein Hörer an, der seine Kompetenz dadurch erweist, daß er in seiner Freizeit Wörterbücher und Lexika liest. Er buchstabiert das Wort falsch, der Conférencier sagt „Sehr interessant!", aber der Fachmann wird unsicher und langt nach seinem Wörterbuch, blättert geräuschvoll darin herum, buchstabiert richtig und liest die Definitionen

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

laut vor, wonach er fragt, ob es etwas Interessanteres im Leben gäbe, als sich zu bilden. Irren sei menschlich und Menschen seien wir alle. Dagegen läßt sich kein Argument finden und der Conférencier sagt „Gewiß!"

Um eine Atempause einzuschalten, gibt der Conférencier einige kommerzielle Schirmherren bekannt und legt die Schallplatte „Sweet Love" auf. Er teilt auch mit, daß er sich zwei Minuten vom Mikrofon entferne, um Coca-Cola (jam, jam) zu trinken.

Nach seiner Rückkehr telefoniert ein Mädchen mit hauchumflorter Stimme, daß sie das Programm ausgezeichnet, den Conférencier wunderbar finde. „Danke", sagte der Conférencier und meldet sich als *Towncrier* sofort wieder. Eine gebieterische Frauenstimme will wissen, welche persönliche Einstellung der *Towncrier* in Sachen der vereisten Straßen habe. Geistesgegenwärtig sagt er, das hänge vom Wetter ab. Von welchem Wetter, beharrt die Dame. Vom örtlichen. Und weil man gerade vom Wetter spreche, fällt es ihm ein, die Wettervorhersage anzukündigen. Dieser objektive, dieser vorbildlich objektive Bericht löst bedauerlicherweise wieder einige Anrufe hinsichtlich der vereisten Straße aus, auf der so mancher erziehungsbedürftige Fahrer andere Automobilisten gefährde.

Nun erkundigt sich ein alter Herr nach dem Privatleben des Conférenciers. Geschmeichelt fragt der Conférencier, ob das den alten Herrn wirklich interessiere. Natürlich, sagt der alte Herr. Er habe keines, meint der Conférencier, er sei für die Öffentlichkeit da. Beten Sie, beten Sie recht fleißig, ermahnt ihn eine Greisin, und ein Mädchen (wahrscheinlich dasselbe wie vorher) gesteht, daß sie sterbensneugierig sei zu erfahren, wie der *Towncrier* aussehe. „Sehr interessant!" bemerkt dieser mechanisch.

So geht es weiter. Die Freuden der Radiodemokratie sind unerschöpflich. Knapp vor Programmschluß ruft noch eine Getreue an. Sie liebe das Programm, das sie selbst beim Einschlafen nicht versäume, weil es das Volk so sehr zu Wort kommen lasse. Es sei sein getreuer Hörspiegel. Niemand sei mehr als der andere, denn alle Menschen seien gleich geboren, wie es schon in der Unabhängigkeitserklärung hieße. Probleme hätten wir alle. Durch Diskussion und Erziehung könne man die meisten leicht lösen. Dazu trage das Programm verdienstvoll bei. Es sei sein eigenes Publikum. Und sehr erzieherisch.

Otto Freiherr von Taube

Im Gespräch mit Studenten oder mit sehr jungen Literaturbeflissenen kommt sehr häufig die Frage auf, wie es mit dem Verhältnis vom Leben und Werk in der deutschen Gegenwartsliteratur bestellt sei. Nicht selten werden dann die Bedenken vorgebracht, die sich aus früher, erster Bekanntschaft mit einem bewunderten Autor ergeben. Oft genug schwingt Ratlosigkeit mit, wie die störende Diskrepanz von literarischer

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

und persönlicher Erscheinung, um es ganz kraß zu sagen, von literarischer und menschlicher Substanz zu bewältigen sei. Das Problem ist alt und unlösbar. Intellektuelle und menschliche Bedeutung fallen eben nicht notwendig zusammen; wo es geschieht, haben wir dankbar zu sein. Geht man aber den einzelnen Beispielen, die in einem solchen Gespräch vorgebracht werden, nach, so zeigt sich immer wieder, daß die köstliche Einheit von Werk und Autor nicht von ungefähr kommt. Die Hülle, die sie birgt, ist Erziehung, Selbsterziehugn, Maß und Wert.

Otto Freiherr von Taube, der am 21. Juni 1879 in Reval geboren wurde, als Knabe nach Deutschland kam und schon bald vierzig Jahre in Gauting vor München ansässig ist, bietet uns das Bild solchen Ebenmaßes in schöner Vollendung. Den Lesern der Deutschen Rundschau seit Jahrzehnten verbunden durch die kluge Ausgewogenheit seiner Beiträge, hat Otto von Taube besonders in der garstigen Zeit der Hitlerjahre durch seine Haltung gestärkt, was an Sittlichkei noch vorhanden war. Sinn für Form belebt seine Bücher, und in der Auswahl, die sein Verleger zum 80. Geburtstag des Dichters veranstaltet hat (*„Ausgewählte Werke“*, Hamburg, Wittig-Verlag. 480 S. DM 12,—), zeigt sich der Geist des Erhaltens, des demütigen Fortbildens im Glauben der Väter. Unbedingte Rechtlichkeit zeichnet v. Taube aus. Revoluzzertum ist ihm so fremd wie das unredliche Spiel mit politischen Mythen und das gesalbte Heidentum gewisser Heimat- und Landschaftsromane. Er ist ein zu nobler Schriftsteller, um sich auf dergleichen einzulassen, wiewohl der Niedergang des adligen Landlebens eines seiner Hauptthemen ist. Otto von Taubes Romane und Erzählungen haben stark autobiographische Züge, die Autobiographie im Sinne einer eigenartigen Kunstgattung erscheint „Im alten Estand“ (1949) unvergleichlich tradiert. Weltmännische Gelassenheit spricht aus dem Werk, dessen breite Bildungs-Grundlage in den Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Russischen sichtbar wird.

Fürwahr ein exemplarisches Leben und ein höchst eigenwilliges Werk, dem wir von Herzen wünschen, daß es fortdauern möge zu unser aller Erbauung.

Peter Suhrkamp †

Der Tod von Peter Suhrkamp bedeutet für seinen Verlag und für das gesamte geistige Deutschland einen schweren und fast unersetzlichen Verlust. Am 28. März 1891 aus oldenburgischem Bauerngeschlecht geboren, wurde er zunächst Volksschullehrer, später Studium an der Universität Heidelberg, dann Dramaturg und Regisseur am hessischen Landestheater Darmstadt, Leiter der Freien Schulgemeinde Wickersdorf und Redakteur im Ullstein-Verlag. 1933 übernahm er die Herausgabe der „Neuen Rundschau“ im Verlag S. Fischer, und nach der erzwungenen Emigration von S. Fischer die Leitung des Verlages. Eine Aufgabe, die

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

bei der Feindschaft der Nationalsozialisten grade gegen den S. Fischer Verlag und seine Autoren ihm größte Schwierigkeiten und Anfeindungen zuzogen, die er gefaßt ertrug. Infolge der Denunziation des Dr. Reckzeh, der den ganzen Solf-Kreis angezeigt hatte, wurde Suhrkamp 1944 verhaftet und ins Konzentrationslager Sachsenhausen, später Ravensbrück überführt. Durch die lange Haft litt seine nicht feste Gesundheit schwersten Schaden, von dem er sich nie wieder ganz hat erholen können.

Aus seiner Lehrertätigkeit, die einem inneren Ruf entgegenkam, behielt er das oft eigenwillige Verantwortungsgefühl für die Erziehung nicht nur der Jugend, sondern auch der erwachsenen Deutschen.

Nach dem Zusammenbruch und der Rückkehr der Erben des S. Fischer Verlages trennte er sich von dem Unternehmen, für das er so opfervoll gekämpft hatte, und gründete einen eigenen Verlag. Zu seinen Autoren gehören u. a. Hermann Hesse, T. S. Eliot und Bernhard Shaw, ebenso Rudolf Alexander Schröder, zu dessen 75. Geburtstag er die Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltete, Hermann Kasack, Ernst Penzold, Hans Erich Nossak, Max Frisch, Marcel Proust, Günter Eich und Bertold Brecht. Seine Arbeit war von höchster Verantwortung gegenüber dem echten Geist getragen. Er hat niemals nach Bestsellern gesucht und hat für seine Autoren viele Opfer gebracht. Bei der Verarmung des deutschen Verlages an Persönlichkeiten von Rang war seine Arbeit von besonderer Wichtigkeit, wie auch sein Lesebuch „Deutscher Geist" und die Bibliothek Suhrkamp bestätigen.

Der durch die lange Haft ins Mark getroffene Peter Suhrkamp, Dr. h. c. der Universität Frankfurt, Inhaber der Goethe-Plakette und Ehrenmitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, hat im Kampf mit seiner Krankheit unbeirrt und in tormentis seine große Leistung fortgesetzt. Das geistige Deutschland wird ihn, der es mit sich selber nicht leicht gehabt hat, und sein Werk nicht vergessen.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

OTTO LEHMANN-RUSSBÜLDT

Die weltpolitische Aufgabe der kleinen Nationen

Zum Kriegmachen genügt immer nur einer, zum Friedenhalten aber mindestens zwei.

Wer hat es nicht schon erlebt, daß in einem Verein ein Stänkerer aufspringt, der alle Bemühungen, ein bestimmtes Werk zustande zu bringen, über den Haufen wirft — bis man sich dazu entschließt, ihn hinauszuwerfen. Wozu man allerdings auch die Vollmacht und — die *Macht* besitzen muß!

So ist die Sachlage auf dem Planeten Erde, wo ein größter Verein, nämlich der der 82 „Vereinten Nationen" besteht, der sich am 26. Juni 1925 in San Francisko ein Statut von 111 Artikeln gab. Einleitend war gesagt, daß „die Völker *entschlossen* seien, künftige Generationen vor der Geißel des Krieges zu bewahren, die zu unseren Lebzeiten zweimal unsagbares Leid über die Menschheit gebracht hat." Dann kommt eine Speisekarte von leckersten Dingen an „gleichen Rechten von Männern und Frauen, sowie von großen und kleinen Völkern", von „sozialem Fortschritt und besseren Lebensbedingungen".

3 Monate nach Unterzeichnung dieses Vertrages fielen zwei Atombomben auf Hieroshima und Nagasaki in Japan, deren Opfer Hunderttausende der Zivilbevölkerung wurden. Die geistige Strahlenwirkung der beiden Atombomben wirkt nicht nur bis heute, sondern in die Zukunft hinein. Statt der sich als selbstverständlich ergebenden und versprochenen Abrüstung geschieht ein Wettrüsten in sich steigerndem Maße. Lange Zeit suchte man es vor den Völkern zu verschleiern, daß jetzt auf jeden Kopf der 2,4 Milliarden Menschen der Erde 1 Tonne = 1000 kg Trinitrotoluol entfällt, das jetzt stärkste Sprengmittel der Munition, also mehr als die überwiegende Mehrzahl der Menschen in den weiten Hungerbezirken der Erde an Nahrungsmitteln kaum zu riechen bekommt, mehr als auch der gesunde Mensch zeitlebens verbraucht. Allein die Munition! Außerdem erhebt sich ein Gebirge an Waffen jeder Art bis in die Wolken und in die Meerestiefen und wartet darauf, seinen Daseinszweck zu erfüllen. Jedes Werkzeug, das sich der Mensch als Schöpfer ausgedacht und konstruiert hat, bekommt eine Seele, die sich betätigen und bewähren will, wie der Besen im Zauberlehrling, der das ganze Haus statt zu reinigen, zu ersäufen droht, bis der Meister auf den Hilferuf erscheint und den Besen in die Ecke stellt.

Wo ist der Meister, der hier das sich immer mehr steigernde Wettrüsten stoppen und zurückwerfen kann? General Eisenhower hat noch

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

1955 das Wettrüsten in einem meisterhaften „Manifest an die Menschheit" als das Kernübel angeklagt, und auch sein Gegner Chruschtschow läßt nicht nur einmal ein Wort dagegen fallen. Gewiß hat das Hilfswerk der 82 „Vereinten Nationen" das durchschnittliche Lebensalter um die Jahrhundertwende mehr als verdoppelt. Vor allem hat die am 12. April 1957 von Göttingen in Deutschland ausgehende Bewegung „Kampf dem Atomtod" eine durch alle Kontinente gehende, sich steigernde Bewegung ausgelöst. Ist dadurch aber auch nur das Material einer einzigen von den rund 50 000 vorhandenen Atombomben für „friedliche Zwecke" umgewandelt?

Allen Bemühungen, das Wettrüsten durch die Abrüstung zurückzuwerfen und dadurch „die Menschheit von der Geißel des Krieges zu befreien", wird durch den Einspruch eines Mitgliedes ohne nähere Begründung ein Ende gesetzt. Es war wie ein Geschenk des Himmels, daß im Herbst 1957 bei Anlauf des erklärten Krieges zwischen Frankreich-England-Israel gegen Ägypten der kanadische Außenminister Lester Pearson die Aufstellung einer Polizei-Truppe der „Vereinten Nationen" von 6000 Mann durchsetzte, die auf dem Kampfplatz eingesetzt wurde und schon durch ihr Erscheinen eine fortschreitende Beruhigung herbeiführte. Lester Pearson erhielt darauf 1958 von Oslo den Friedens-Nobelpreis.

Gleich in Art. 2 des Statuts der „Vereinten Nationen" von San Franzisko Juni 1945 heißt es: „Die Organisation beruht auf dem Grundsatz der souveränen Gleichheit aller ihrer Mitglieder". Dieser Artikel bietet die Handhabe dafür, daß *jedes* Mitglied der „Vereinten Nationen" jede ernsthafte Maßnahme für die Abrüstung durch ein einfaches Nein zunichte machen kann. Das wurde die Regel während der 14 vergangenen Jahre der Beratungen über das Abrüsten. Alle die von Gewerkschaften und Friedensvereinigungen vorgebrachten Appelle an die Generalversammlung der „Vereinten Nationen" wurden höflich angehört und höflich achselzuckend quittiert.

•

Wo ist eine Macht, die innerhalb der „Vereinten Nationen" *so* machtvoll auftreten kann, daß die Weltorganisation der „Vereinten Nationen" in New York dazu Stellung nehmen *muß?* Das sind die *kleinen* Nationen! In beiden Weltkriegen richtete sich bei Ausbruch der Kriege der *erste* Angriff der Großmächte garnicht gegen den Gegner, sondern gegen dazwischenliegende kleine Völker. Im Ersten Weltkrieg erklärten Österreich und Deutschland den Krieg gegen Rußland und dann gegen Frankreich. Der Angriff Österreichs ging gegen Serbien, der Deutschlands gegen Belgien, weil Deutschland auf dem Marsch auf Paris nicht die starke französische Festungskette im Sturm nehmen wollte, sondern durch das neutral erklärte Belgien sofort eindrang. Gewiß, das gelang, aber auf Kosten dessen, daß England seine Garantieverpflichtung unerwartet erfüllte und den Krieg an Deutschland erklärte. Damit war der Krieg strategisch am ersten Tage verloren. Im Zweiten Weltkriege derselbe

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Verlauf. Nachdem Hitler in München von den Engländern die Tschechoslowakei geschenkt bekam, glaubte er, auch Polen so billig dazu zu bekommen. Er rückte mit Billigung Sowjetrußlands ohne Kriegserklärung ein, um „die in Polen lebenden Deutschen zu befreien". Schweratmend, aber fest entschlossen erfüllte England wieder seine Garantieverpflichtung und erklärte den Krieg an Deutschland. Als Ribbentrop Hitler die Kriegserklärung vorlegte, brachte es dieser nur zu dem gequälten Ausruf: „Was machen wir nun?"

Damit war auch der Weltkrieg schon im Anlauf für Deutschland strategisch verloren. Im weiteren Verlauf dieses Krieges wurde außer Polen die ganze Kette der kleinen Nationen bis Rumänien „angeschlossen". Die drei baltischen Nationen waren schon nach dem Ersten Weltkriege allmählich in die Abhängigkeit der Sowjetunion geraten; allein Finnland konnte sich bisher durch Politik und auch durch militärischen Kampf verhältnismäßig freihalten.

Kommt es zu dem befürchteten kriegerischen Zusammenprall von Ost und West, so wird er voraussichtlich in Mittel-Europa einsetzen. Diesmal würden von vornherein die Beneluxgruppe, also Belgien mit Luxemburg, Holland und die skandinavische Gruppe Norwegen-Schweden-Dänemark hineingerissen werden. Auch ein kleinstes Land, die Stadt West-Berlin würde in dem Sumpf von Blut und Eiter durch die herkömmlichen und nicht herkömmlichen Waffen und anderen bisher verborgen gehaltenen Waffen geraten.

Das sind keine Angstträume eines Pazifisten, sondern die Auslassungen von bewährten Generälen wie Eisenhower und MacArthur (1955).

Diesmal würden auch die neutralen Staaten Schweiz und Schweden, die sich während der beiden Weltkriege heraushalten konnten, dem Mahlstrom nicht entgehen. In Voraussicht dessen verlangen gerade diese beiden kleinen Völker am Eindringlichsten nach Atomwaffen, weil sie wissen, daß man mit den herkömmlichen Waffen nur den Appetit des großen Völkerfressers Krieg am meisten anreizt. Aber — es gibt keine Landesverteidigung mehr. Der Zukunftskrieg ist exakt in dem Bild ausgedrückt, auf dem in einer Flasche zwei Skorpione eingesperrt sind, die sich zu ernähren suchen, indem sie sich gegenseitig auffressen.

Die kleinen Nationen haben als vollberechtigte Mitglieder die Vollmacht, in der Versammlung der „Vereinten Nationen" auf eine Beschlußfassung zu dringen, die dem Wettrüsten nicht nur ein Ende setzt, sondern die Abrüstung merkbar und schmerzhaft fühlbar für die Rüstungsindustrie macht. Jeder politische Analphabet aus jedem Volke, der einen offenen Kopf hat, fühlt instinktiv, daß die Rüstungsindustrie der entscheidende, treibende Faktor der zum Kriege treibenden Kräfte ist. Stehen einmal die Waffen da, so verlangen sie wie jedes Instrument die Erfüllung ihrer Zweckbestimmung.

Deshalb ergeht hiermit der Appell eines Weltbürgers an die kleinen Nationen Europas, insbesondere an die Beneluxgruppe und an die skan-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

dinavische Gruppe, im Gremium der Vollversammlung in New-York einen Beschluß zu fassen, daß die versprochene Abrüstung fühlbar eingeleitet und bis auf den Grund durchgeführt wird. In der skandinavischen Gruppe wurde Anfang des Jahrhunderts ein Beispiel dafür gegeben. Schweden und Norwegen waren nach jahrhundertelangen Kämpfen schon seit Napoleons Niederbruch zur Ruhe gekommen und durch die Personal-Union des Königs in Stockholm verbunden. Um 1903 entwikkelte sich ein Streit um die Thronfolge. Die Norweger kündigten dem gemeinsamen König die Gefolgschaft durch eine friedliche Revolution durch eingeschriebenen Brief. Schweden machte mobil, deren Arbeiterpartei rief zum Militärstreik auf, weil „kein Angriffskrieg" vorläge. Da auch der schwedische König nicht kriegslüstern war, so kam es zu einem Vergleich, also zu keinem Friedensvertrag, weil noch kein Krieg im Gange war. Es wurde abgemacht, daß an den Grenzen keine Soldaten Wache stehen sollten. Ein gleiches Abkommen war schon hundert Jahre früher zwischen den jungen Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada getroffen worden und bewährt sich bis heute, ebenso wie ein gleiches Abkommen in Süd-Amerika zwischen Argentinien und Chile zur gleichen Zeit nach 1900, wie das zwischen Schweden und Norwegen. In Norwegen wurde die Festung Friedrichshall, eine Verteidigungswaffe, unter *internationaler* Kontrolle geschleift. Wenn Soldaten an einer Grenze zum „Schutze des Vaterlandes" stehen und seien es Mitglieder von Pazifistenvereinen, so ist jeden Augenblick die Gefahr eines Grenzzwischenfalls gegeben.

Den in Skandinavien so bewährten Zustand an allen Grenzen herzustellen, ist das Ziel, dessen Erreichung die „Vereinten Nationen" in New-York ansteuern müssen. Der erste Schritt dazu ist der, daß die Bestimmung in Art. 2 der Satzung: „Die Organisation beruht auf dem Grundsatz der souveränen Gleichheit aller ihrer Mitglieder" eine entsprechende Modifikation erhält.

Alles das, auch die Aufstellung einer internationalen Polizeitruppe von rund einer halben Million ist schon im britischen Parlament auf eine Anfrage der Arbeiterpartei vom Kriegsminister vertreten worden, ebenso in Nord-Amerika vom Bankier Warburg und dem General Bradley, der die schwierige Landung der Streitkräfte in Nordfrankreich durchführte. Bradley unterstrich es in seinem öffentlichen Vortrag in New York: „Wollen wir zu dem versprochenen Friedenszustand auf der Erde kommen, so müssen wir erhebliche Opfer an nationaler Souveränität aufbringen, also eine größere Leistung als einen Sputnik in den Weltenraum zu senden."

Aber — auch das wird verhallen, wenn nicht die kleinen Nationen, insbesondere die in Mittel-Europa, die Initiative ergreifen, um die Organisation der Vereinten Nationen in New York zur Erfüllung ihrer Versprechen zu zwingen: die Menschheit von der Geißel des Krieges zu befreien.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

HARRY PROSS

Prüfstein Guinea

Während die beiden deutschen Delegationen in Genf stumm aneinandervorbeisehen und wir zu Hause unter dem Eindruck stehen, es werde im Völkerbundspalais Entscheidendes für unsere Zukunft erarbeitet, spielt im schwarzen Afrika die Weltpolitik mit den beiden deutschen Staaten auf eine Weise, die uns noch ungewohnt, ja kaum richtig bewußt ist. Als das frühere Französisch-Guinea im vergangenen Herbst unabhängig wurde, war die Sowjetunion eine der ersten Großmächte, die den neuen Staat anerkannte. Aber nicht die UdSSR, auch nicht Albanien, Bulgarien, China, Nord-Korea, die Tschechoslowakei, Rumänien oder Nord-Vietnam schloß den ersten Vertrag mit dem neuen Staat ab, sondern die „Deutsche Demokratische Republik". In der Hauptstadt Conakry wurde am 17. November 1958 ein Handelsvertrag unterzeichnet, dessen politische Bedeutung der stellvertretende Handelsminister der Sowjetzone, Eckloff, ausgiebig betonte. Der Plan sah die Unterstützung der industriellen Entwicklung Guineas im Austausch gegen Kaffee, Bananen und andere landwirtschaftliche Güter im Werte von rund 40 Mill. DM unserer Rechnung vor. Nun ist ein Handels- und Kulturvertrag dieses Umfanges gewiß keine große Angelegenheit, aber zu verachten ist er auch nicht, wenn man den Gesamtumfang des guinesischen Exports in Betracht zieht, die industrielle Verfassung des Landes und seine Entwicklungsmöglichkeiten abschätzt, und weiß, daß der sowjetdeutsche Vorstoß nur als Anfang eines Ablaufes zu gelten hat, der Guinea unter Umständen dem Sowjetblock enger verbindet, als dem Westen.

Guinea, ein Territorium von der Größe der Bundesrepublik, hat etwa 2 ½ Millionen Einwohner. Von ihnen gehören 900 000 zum Stamme der Peulh, 600 000 zu den Mandingo und 300 000 zu den Soussou. Der Rest verteilt sich auf Kleinstämme, die politisch nicht hervortreten. Die Zahl der Weißen hat sich mit der Unabhängigkeitserklärung von knapp 7 000 um etwa zwei Drittel vermindert. Diese secessio plebis hängt mit der unerwartet raschen Verselbständigung Guineas zusammen, die fast wie eine mittelalterliche Aufsage an den Lehnsherrn anmutet. Französischer Kolonialbesitz seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und 1904 Französisch-Westafrika zugeschlagen, bekam Guinea mit der französischen Verfassung von 1946 drei Abgeordnete im französischen Parlament, zwei Senatoren und vier Vertreter in der Versammlung der französischen Union. 1952 wurde eine territoriale Volksvertretung von 50 Mitgliedern und ein zwölfköpfiger Regierungs-Rat unter dem Gouverneur gebildet. Einer der Abgeordneten von 1956 war Sekou Toure, ein Mann von 34, der im selben Jahr die Rolle eines Innenministers in Französisch-Guinea

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

übernahm und Bürgermeister der jetzigen Hauptstadt Conakry wurde. Er sollte zum Motor der Souveränität werden.

Toure, einer verarmten Bauernfamilie aus dem Innern entstammend, war Ende der vierziger Jahre über die Gewerkschaften in die Politik gekommen. Er gehörte zu den Gründern der Gewerkschaftsorganisation von Guinea und war Delegierter seiner Heimat bei der Confédération Générale du Travail, aus der er aber über dem Verlangen nach Autonomie im Februar 1956 ausschied. In der Wiedervereinigungsorganisation der westafrikanischen Gewerkschaften (Union Générale des Travailleurs d'Afrique noire, 1957) hatte er ebenso eine Spitzenfunktion wie im Rassemblement Democratique Africain. Mit dieser Partei hatte er schon 1953 einen erfolgreichen 66-Tage-Streik für bessere Arbeitsgesetze durchgeführt. Toures Popularität ruht also im Großen und Ganzen auf der Arbeiterschaft, hauptsächlich der Soussou; die Mandingo sehen in ihm einen Nachfahren des großen Kriegers Almamy Samory, der der französischen Kolonisierung lange widerstand und einer der Missionare des Islam in Ost-Guinea gewesen ist.

Der eigentliche Gegenspieler Toures in dem kurzen Schauspiel der Staatwerdung sollte kein Geringerer als General de Gaulle sein. Toure ist im Grunde nicht antifranzösisch, wohl aber ehrgeizig und wie die jungen Liberalen Afrikas und Asiens gewöhnlich vom Nationalismus besessen. In ihren weithin unerschlossenen Gebieten sehen sie große Möglichkeiten, die bloß der Springwurzel der Industrialisierung bedürfen, um eine neue Epoche der Menschheit heraufzuführen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Länder des alten Nationalismus an dieser Nachfolgerschaft wenig Freude haben. Daß gerade Frankreich das Mißvergnügen daran sehr zu seinem eigenen Schaden gelegentlich übertreibt, bedarf keiner Erläuterung. Der General de Gaulle, der im August 1958 die französischen Kolonien bereiste, war denn auch nicht wenig erbittert, als er in Conakry einer außerordentlich gut organisierten antikolonialistischen Demonstration begegnete. Toure verkündete in Gegenwart seines hohen Gastes einer Volksversammlung, daß die Guinesen ein Leben in Armut und Freiheit einem Leben in Reichtum und Sklaverei vorzögen. Der General reagierte sauer. Er sagte ein schon angesetztes Diner mit Toure ab, konnte aber dessen Landsleuten keine andere Alternative anbieten, als Unabhängigkeit oder Mitgliedschaft in der französischen Gemeinschaft. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß Frankreich alle seine Hilfe für Guinea einstellen werde, falls die Kolonie in den bevorstehenden Wahlen vom 28. 9. 1958 die neue Verfassung zurückweise und damit ausscheide.

Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung war, daß Guinea als einzige der französischen Kolonien die neue Verfassung ablehnte. Die 95,2 % Neinstimmen wurden von Sachkennern weniger dem Unabhängigkeitsdrang der Guinesen als der Popularität ihres Führers zugeschrieben. Schon am 2. Oktober löste de Gaulle sein Wort ein. Guinea wurde ein

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

selbständiger Staat, der 82. der Vereinten Nationen, und Sekou Toure sein erster Präsident. Damit trat er zugleich an die Spitze des westafrikanischen Nationalismus. Er war über Nacht wie Lord Byron berühmt geworden, in den nächsten Monaten aber nicht glücklicher als jener.

Die Schwierigkeiten des neuen Staates, die Toure vielleicht nicht in vollem Umfange vorausgesehen hatte, rührten von der Konsequenz her, mit der de Gaulle auch den anderen Teil seines Versprechens wahr machte. Der Auszug der Franzosen stellte die Verwaltung vor enorme Personalfragen. Das Versickern der französischen Finanzhilfe legte die Staatskasse trocken. Die Franzosen hatten Verwaltungskosten von etwa 25 Mill. DM, Militärausgaben von 42 Mill. DM zugeschossen, und das jährliche Handelsdefizit von einigen 90 Mill. DM mit Hilfe der Franc-Zone überbrückt. Auch die 80 %, die Frankreich in den letzten zehn Jahren zu allen langfristigen Entwicklungsarbeiten beigesteuert hatte, fielen weg. Es dauerte bis ins Frühjahr, ehe erste Wiederannäherungsversuche bescheidene Erfolge hatten, aber sie konnten und können nach Lage der Dinge nicht zu den alten Hilfen führen, die Frankreich *seinem* Guinea gewährte. Das Experiment Toures hat die Augen der afrikanischen Intelligenz auf Guinea gerichtet. Frankreich muß Guinea anders behandeln als die Mitglieder seiner Völkergemeinschaft, wenn es diese nicht entwerten will.

Der neue Staat andererseits muß sehr rasch den Anschluß an die Wirtschaftsstruktur des 20. Jahrhunderts finden, wenn er nicht untergehen soll. Guinea ist heute ein Wirtschaftsgebiet mit ewa 700 km Eisenbahn, und weiteren 250 km im Bau. Von den Straßen sind 3500 km das ganze Jahr befahrbar, etwa 7000 km in der Trockenzeit. Wenn man die Zahl der Kraftfahrzeuge mit ca. 7000 ansetzt und die der Schulen mit 250, wird man kaum zu hoch greifen.

Mit diesen Mitteln eine Entwicklung nachzuholen, die in Europa Jahrhunderte der Vorbereitung bedurfte, ist nicht möglich. Guinea braucht vor allem Hilfe bei der Entwicklung seiner Grundindustrien. Als Schlüssel hierzu gelten die sogenannten Boke und Fria-Projekte. Dort muß mit Hilfe großer Wasservorräte zunächst Elektrizität erzeugt werden, um die erheblichen Bauxit-Vorkommen in Aluminiumproduktion überzuleiten. Kanadische und französische Firmen haben mit dem Werk begonnen, aber die bisherigen Investitionen reichen nicht aus. Boke und Fria ist für Guinea, was Assuan für Ägypten. Und es scheint, daß der Sowjet-Block das besser erkannt hat als die Öffentlichkeit des Westens. Für Toure und seine Gefolgschaft ist die Frage der Elektrifizierung nicht weniger wichtig, als sie einmal für Lenin war. Wiewohl kein Kommunist, hat der marxistische Präsident von Guinea keine echte Chance, eine freiheitliche Demokratie in seinem Lande zu errichten, wenn er auf sowjetische Hilfe angewiesen ist. Einige seiner Mitarbeiter hängen dem „demokratischen Zentralismus" östlicher Prägung an. Toure selber steht und fällt mit der wirtschaftlichen Entfaltung.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Die Frage ist nicht, ob Guinea sich entwickeln wird, oder nicht. Die reichen Bodenschätze, der Stand der Weltzivilisation, die Vorarbeit Frankreichs garantieren diese Entwicklung. Der Aufstieg des neuen Staates wird nicht ausbleiben. Das bedeutet aber, daß Guinea, gleich den anderen jungen Nationen, zum Prüfstein für die politische Reife der alten Staatswesen wird. Wird die westliche Welt ihre reiche innere Gliederung zu nützen verstehen und Guinea fördern? Mit anderen Worten: Wird die Bundesrepublikanische Außenpolitik verstehen, daß hier eine Chance für sie liegt? Als Land ohne koloniale Tradition mit der Möglichkeit größerer Kapitalexporte kann die Bundesrepublik in Guinea, und nicht nur dort, neue Partner gewinnen. Läßt sie die Gelegenheit vorübergehen, so kann die Initiative des Sowjetblocks noch ganz besonders unerfreuliche Folgen für die deutsche Frage haben: Wie etwa, wenn sich aus dem Handels- und Kulturabkommen der DDR mit Guinea eine diplomatische Beziehung entwickelte? Es ist nicht ausgeschlossen, daß die auf Anerkennung des Satelliten drängende sowjetische Politik den Weg über Afrika sucht und findet.

ZEITUNGSGEDICHT 1914

Tief im Schatten alter Rüstern
Starren Kreuze hier am düstern
Uferrand —
Aber keine Epitaphe
Sagen an, wer unten schlafe
Kühl im Sand.

Still ist's in den weiten Auen
Selbst die Donau ihre blauen
Wogen hemmt —
Denn sie schlafen hier gemeinsam
Die die Fluten still und einsam
Angeschwemmt.

Alle, die sich hier gesellen
Trieb Verzweiflung in der Wellen
Kalten Schoß —
Drum die Kreuze, die da ragen
Wie das Kreuz, das sie getragen
Namenlos.

Richard Ebert, Einspänner Nr. 749

(Zuerst abgedruckt in der Wiener „Reichspost" vom 24. April, 1914)

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ROSEMARIE WINTER

Jugend, Reisen und Romane

Ein Volk der Leser?

Ein Überblick über die Leserfrequenzen der westdeutschen Volksbüchereien ergibt, daß im Durchschnitt heute ca. 5 Prozent der Bevölkerung die Einrichtung der Volksbücherei benutzen. Im einzelnen rangiert das von 1,5 Leserprozenten in der erst vor sechs Jahren neu errichteten Memminger Volksbücherei bis zu 10 Prozent der Augsburger oder der Stuttgarter, die das Erbe Hölderlins heute als lesefreudigste Städte des Bundesgebietes anscheinend nach wie vor hochhalten. Ist es doch auch die Stadt am Neckar, die mit Stolz melden kann, daß man dort sogar noch Gedichte liest, und zwar nicht etwa nur Frauen und Jugendliche. Den größten Prozentsatz der Gedichtleser bilden Männer. Andererseits kann von beinahe ausnahmslos jeder einzelnen Bücherei festgehalten werden, daß in letzter Zeit bei allseits steigenden Leserzahlen das Schwergewicht des Interesses immer mehr von der schöngeistigen Literatur zur sogenannten Sachliteratur gewechselt hat. Dabei spielt die Beteiligung der Jugend keine geringe Rolle. Sie hat tatsächlich überall zugenommen. In einer Stadt wie Mannheim beträgt sie sogar mit 127 905 Jungen und Mädchen 64 Prozent der gesamten Leserschaft. Der Leiter der dortigen Volksbücherei darf es sich zugute rechnen, daß jedes 4. Mannheimer Schulkind Leser der von ihm geführten Bibliothek ist. Ein weiterer Zug zum Sachbuch ergibt außerdem die gewiß beachtenswerte Feststellung, daß die Leserschaft vor allem in der Gruppe der Arbeiter und Handwerker ganz entscheidend zugenommen hat. „Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß die Entleihungen an unterhaltender Literatur in schwächerem Maße ansteigen", kommentiert man diese Tatsache in Mannheim, während in Stuttgart auch die Gruppe der akademisch gebildeten Leser größer geworden ist. In München wiederum hat sich die Zahl der jugendlichen Leser in den letzten 8 Jahren verfünffacht und bestreitet ebenfalls mehr als 60 % des gesamten Leserpublikums. Aber auch die größte Stadt des Bundesgebietes, Hamburg, kann eine Jugendbeteiligung unter den Volksbüchereilesern von 53 % angeben.

Der Bibliotheksleiter weiß aber genauso gut wie beinahe alle seine Kollegen, daß noch weitaus mehr Bücher verliehen werden könnten, wenn mehr vorhanden wären. In der Bundesrepublik aber entfallen noch nicht einmal 20 Volksbücherei-Bücher auf hundert Einwohner. In einem Land wie Dänemark dagegen zählt man pro Kopf der Bevölkerung je zwei Bände aus dem Bestand der öffentlichen Büchereien. Leicht begreiflich, daß die Volksbüchereibibliothekare stets neiderfüllt nach Skan-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

dinavien lugen. Andererseits weist man immer wieder darauf hin, daß im Bundesgebiet für seine 50 Millionen Einwohner mittlerweile jährlich über 20 Millionen DM an öffentlichen Mitteln für die Volksbüchereien aufgebracht werden. Das heißt, es wird heute mehr als doppelt soviel dafür ausgegeben wie vor 10 Jahren. Dennoch reicht es nicht aus. Auch das ist schließlich ein Beweis steigender Lesefreudigkeit.

Denn eines ist ganz sicher: die Frage nach dem Buch würde sofort noch um ein Vielfaches steigen, wenn sie nichts kostete. Das beweisen die skandinavischen Länder, in denen das Volksbüchereiwesen den Einwohnern völlig unentgeltlich zur Verfügung steht. Das beweist Berlin als eine der wenigen deutschen Städte, deren Volksbüchereien auf Grund des Bücherei-Gesetzes gebührenfrei sind. Westberlin besitzt, auch geteilt, als nach wie vor menschenreichste deutsche Stadt mit 2,2 Millionen Einwohnern denn auch den absolut größten Buchbestand von 827 426 Büchern, mit 161 008 Volksbüchereilesern aber ebenfalls einen großen Leserprozentsatz von nahezu 8 Prozent. Bei zuletzt jährlich 4 738 525 Entleihungen kann es mit Stolz darauf verweisen, daß durchschnittlich jedes Buch fast achtmal im Jahr mindestens einen Leser fand.

Direkt beleuchtet sieht es z. B. so aus, daß die Millionenstadt Hamburg einen Volksbüchereibuchbestand von 501 903 Bänden hat, aber jährlich 2,5 Millionen Entleihungen verzeichnet. Das heißt, im Schnitt wird jedes Buch ca. viermal im Jahre entliehen. Die Industriegroßstadt Mannheim besitzt in ihren Volksbüchereien 90 385 Bände, die jährlich 446 022 Entleihungen erfahren. Eine mittlere Stadt wie Kaiserslautern zum Beispiel hat nur 27 730 Bände in den Volksbüchereiregalen stehen. Für ihre knapp 70 000 Einwohner ist das jedoch wesentlich mehr als selbst in Hamburg. Denn an der Alster kommt ca. 1 Buch auf jeden vierten Einwohner, in der Pfalz fast auf jeden zweiten. Trotzdem hat Kaiserslautern ebenfalls einen Jahresdurchschnitt von ca. 4-5 Entleihungen pro Buch zu verzeichnen. Die Lesefreudigkeit ist eben entsprechend der Struktur der Bevölkerung, aber natürlich auch je nach Arbeit und Geschick der jeweiligen Bibliotheksleiter, sehr verschieden.

Was aber — ob geringer oder hoher Leserprozentsatz — was lesen diese Leute, die Volksbüchereien benutzen?

Wenn man in diesem Rahmen einmal einen Blick auf eine mittlere Stadt werfen will, dann kann man sich aus Kaiserslautern berichten lassen, daß dort neben der Buck von den weiblichen Romanlesern auch Frischs „Homo Faber" ebenso wie Tolstois „Krieg und Frieden" gefragt wurden. Die Männer bevorzugten dagegen des Russen Dudinzews „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein", Gerlachs „Verratene Armee", Pliviers „Moskau-Roman". Die Jugend, die in Kaiserslautern 51 Prozent der Romanleserschaft bildet und damit die Feststellung bestätigt, daß die Lesergruppen überall verschieden gelagert sind, wandte sich vor allem Ditters „Rasselbande", der „Susanna Barden" von Boylston und Lindgrens „Philipp Langstrumpf" zu.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Bei den Biographien waren es u. a. Heinkel: „Stürmisches Leben", Sauerbruch: „Das war mein Leben", die besonders von Männern verlangt wurden, während Frauen hier Hamsuns „Regenbogen", Velsens „Im Alter war die Fülle" bevorzugten, und die Jugend sich in erster Linie an Lütgens „Der große Kapitän", Pfeilstückers „Liselotte von der Pfalz" und Hinderks-Kutschers „Donnerblitzbub Wolfgang Amadeus" hielt.

Bei den Reisebeschreibungen als dritter allgemein meistgefragter Buchkategorie waren sogar 85 Prozent der Leser Jugendliche, und sie lasen Heinz Helfgen: „Ich trampe zum Nordpol" und Deutschland-Bildbände aller Art, während die Männer Heyerdahls umstrittenes „Aku Aku" und die Frauen sämtliche Titel von Herbert Tichy bevorzugten.

Beim Überblick über andere Titelregister wäre noch bemerkenswert, daß auch in Kaiserslautern Lyrik verlangt worden ist, und zwar Gottfried Benn, Hermann Hesse, Manfred Hausmann und Werner Bergengruen — welch eine Spanne, auch da.

Auch Kunstbücher wurden zur Hand genommen, und zwar vorwiegend von Männern die beiden Antipoden Sedlmayr und Paul Klee, während die Frauen die französischen Impressionisten betrachteten.

Interessant ist auch die Feststellung, daß in der so bevorzugten Gattung der praktischen Bücher, in deren Rahmen erneut die Jugend das Wort führt, Bastelbücher und — wer hätte es gedacht — Mädchenjahrbücher, wie sie auf den Regalen der Sortimenter verstauben, zu vielbeachteter Ehre kommen. Frauen wählen dagegen Lesenswertes über Gesundheitspflege und Wohnkultur, Männer über Gartenarbeit, Radiotechnik und Photobücher.

Ganz besonders interessant erscheint auch die Mitteilung des Mannheimer Bibliotheksdirektors Dr. Wendling, daß die Nachfrage nach Balzac, Dickens, Maupassant, Keller, Storm oder Stifter Dutzende von zeitgenössischen Autoren übertrifft, die oft vor drei oder vier Jahren noch zu den Verkaufserfolgen des Buchhandels zählten.

Sogleich daran anschließend können wir uns auf Frau Dr. Golderblom berufen, die als Leiterin der Frankfurter Volksbücherei u. a. feststellte: Für Hemingways „Der alte Mann und das Meer" interessierten sich mehr als 50 Prozent männliche Leser. Auch Peter Bamms „Die unsichtbare Flagge" wurde als Kriegsbuch vor allem von Männern gelesen, hauptsächlich von Angestellten, und zwar über Fünfzigjährigen. Vorwiegend weibliche Leser dagegen haben die „Buddenbrooks" von Thomas Mann und Heinrich Bölls „Und sagte kein einziges Wort" zu verzeichnen. Aber Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts" wird vorwiegend von Männern gelesen!

Das also sind Reaktionen der größten erfaßbaren deutschen Lesergruppen.

Ähnlich, ja in manchem verwandt ist das Bild auf dem Gebiete der Buchgemeinschaften. In der Bundesrepublik soll ihre Mitgliedschaft die

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

3-Millionen-Grenze schon lange überschritten haben. Hier ergab eine Verlagsumfrage (Bertelsmann), daß auch auf diesem Gebiet die Jugend die Spitze hält. Bei den Leseringmitgliedern bildeten die Leser unter 30 Jahren 44 Prozent, und nur 5 Prozent waren älter als 60 Jahre. Als Bildungsgrundlage hatten 56 Prozent Volksschulbildung, 33 Prozent mittlere Reife, 8 Abitur und nur 3 Prozent Hochschulbildung angegeben. Aber 36 Prozent der „ringmäßig erfaßten Leser" konnten ein Einkommen von weniger als 500 Mark aufweisen, und beruflich rangierten die meisten (38 %) unter Angestellter und Beamter. Eine andere Büchergilde kann dagegen auch bei ständiger Zunahme der jugendlichen Leser als Stamm-Mitglieder entsprechend ihrem Aufbau auf 43 Prozent Arbeiter verweisen.

Trotz dieser soziologisch unterschiedlichen Struktur beider Lesergemeinschaften steht in jedem Falle an erster Stelle der Roman. Biographien sind dagegen wiederum in beiden Fällen ganz auffallend viel weniger gefragt als zum Beispiel in den Volksbüchereiregalen. Im Rahmen der Gilde z. B. nur zu 3 Prozent. Aber auch Kriminalliteratur wird, obwohl das Angebot hier im freien Handel stattfindet und nicht wie bei den Büchereien etwa unauffällig pädagogisch gesteuert werden kann, kaum verlangt.

Immerhin haben 71 Prozent der befragten Leseringmitglieder angegeben, daß sie, seit sie dem Lesering angehören, auch im Buchhandel mehr kaufen. Hier liegt die Sache wieder anders. Büchereien und Leseringe sind Einrichtungen, die einmal pädagogisch, zum anderen merkantil mit der Masse rechnen. Der Buchhandel rechnet noch mit jedem einzelnen Kunden, und jeder Verlagsvertreter weiß, welches Genre „geht".

Es gibt, wie der Verband deutscher Bibliotheken 1955 feststellte, im Bundesgebiet, einschließlich Berlins, von insgesamt 24 002 Gemeinden in 6958 eine Volksbücherei, die in größeren Städten noch aus zahlreichen Einzelbüchereien (in Hamburg 94, in Bremen 22 etc.) besteht, so daß man ungefähr von 8000 Volksbücherei-Bibliotheken sprechen kann. Dem stehen ca. 6000 westdeutsche Buchhandlungen gegenüber, und beide könnten sie von rund 1500 Buchverlagen beliefert werden. Beim Buchhandel aber erfahren die Verlagsvertreter beinahe generell, ganz im Gegensatz zu den Volksbüchereierfahrungen: Romane sind nicht gefragt. Von bekannten Autoren werden vielleicht 2-3, von unbekannten allerhöchstens 1 Exemplar übernommen. Im allgemeinen interessiert sich der geschätzte Buchhandlungskunde für Bildbände. Kunstgeschichte ist en vogue, und Werke wie Grohmanns „Paul Klee" oder sein jüngstes Kind „Kandinsky zu 67,— DM haben einen guten Umsatz. Das kann man sich in den großen berühmten Buchhandlungen von Köln und Hamburg, Düsseldorf und Frankfurt bestätigen lassen. Auch die kleinen Buchgeschäfte von Passantenstädten wie Neuenahr oder Baden-Baden, Neuwied oder Lüneburg bekräftigen das wiederholt. Hin und wieder kann man hier, wieder gegensätzlich zur Buchgemeinschaft, aber entsprechend der

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Bücherei, die Erfahrung hören, daß auch Gedichtbände gekauft werden: Gottfried Benn, Ingeborg Bachmann, meist von jungen Menschen. Dafür entspricht wiederum die Sortimenterbeobachtung nicht immer den Sachbucherfahrungen der Büchereien und Leseringe: das praktische Buch ist nur manchmal ein Verkaufserfolg.

Ein besonders großer Unterschied läßt sich vor allem beim politischen Buch feststellen. Das, was der an der Haustür bediente Leser ablehnt und jener vor den Freihandregalen nur unauffällig wählt, wird über den Ladentisch oft erbeten. Schließlich gehörte Paul Sethes „Zwischen Bonn und Moskau" eine Zeitlang sogar zu dem, was man in Deutschland nicht gern „Bestseller" nennt. Denn überall hieß es jetzt wieder: „Man rennt nicht mehr nach dem Bestseller, auch nicht nach der Novität, man sucht Qualität", bis vor kurzem erst der nahezu kiloweise eingekaufte und verkaufte „Dr. Schiwago" von Boris Pasternak diese Theorie doch ein wenig ins Wanken brachte. Auch der Buchhandel verzeichnet ganz allgemein ein Ansteigen der Leserwünsche und, in diesem Falle gemeinsam mit den Volks-Bibliotheken, sogar auf einem Gebiet, das noch der Verstärkung bedarf: Es fehlt an guten Jugendbüchern.

Wer aber ist „man"? — Ein bekannter Frankfurter Buchhändler sprach in diesem Zusammenhang vor einem Jahr „von der zerstörten sozialen Ordnung, die die Bildung einer bestimmten Schicht, die das literarische Leben als Teil des politischen, öffentlich zu diskutierenden Geschehens begreift, nicht zuläßt". — Es soll ja auch Leute mit Abitur geben, die nicht ein Buch besitzen, aber zwei Autos.

Hinzu kommt, daß sogar mancher Buch-Leser heute dazu neigt, im amerikanischen Verbraucher-Stil das, was er gelesen hat, wie eine Zeitung oder Illustrierte zu behandeln und wegzuwerfen. Das beginnt bei der jenen artverwandten „Volksliteratur" der Groschenromane. Von ihnen sollen nach neuesten Schätzungen in der Bundesrepublik jährlich mehr als 60 Millionen umgesetzt werden. Es führt bis zu den Taschenbüchern, den Schlagern der Bahnhofsbuchhandlungen. Auch sie haben wieder ihren eigenen Leserkreis, in dem Autoren wie Guareschi von den männlichen und Vaszary von den weiblichen Reisenden bevorzugt wurden. Aber all das trägt gemeinsam dazu bei, daß selbst im Zeitalter moderner Hobbies das Lesen als „Freizeitbeschäftigung" noch absolut die Spitze hält. Denn 58 Prozent aller Frauen und 40 Prozent der Männer gaben bei einer Umfrage das Buch als Gegenstand ihrer liebsten Beschäftigung an.

In der Bundesrepublik werden auch Bücher gelesen, nicht nur gemacht und gekauft. Es gibt sogar mehr Leser als früher, und zwar ganz anderer Herkunft, als man das bisher gewohnt war, womit eine rein soziologische und keine literarische Frage berührt wird. — Vor allem aber: Die Generation der deutschen Staatsbürger von morgen besteht nicht nur aus halbstarken Banausen, sondern auch aus Millionen junger Menschen, die Bücher lieben. Das sollte doch Zuversicht wecken.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

HANS-ULRICH ENGEL

Zweimal Potsdam

Drei Städte umkränzen Berlin, verwoben mit Schicksal und Geschichte — und fluchbeladen: Oranienburg, Spandau, Potsdam.

Noch heute steht das Denkmal der Kurfürstin Luise Henriette, Gemahlin des Großen Kurfürsten, vor dem weiten Komplex des Schlosses Oranienburg. Aber alle gute und ehrfurchtgetragene Erinnerung an die Fürstin, Frömmigkeit, soziale Einstellung, Aufgeschlossenheit den Künsten gegenüber, wird durch einen Namen hart in den Schatten gedrängt: Sachsenhausen.

Spandau wieder ist Festung bis in die napoleonische Zeit hinein. Drohung ist der Name, Haß umdüstert den Ort. „Kerl, ich bringe Ihn nach Spandau!" Jetzt ist sie Museum, diese Festung. Halbvergessen Uniformen, glitzernde Orden, Helme, Bajonette, auch die Kerker. Fremdenführer in Maßanzügen öffnen lächelnd das Tor. Auf den Wällen spielt das Sonnenlicht. In den Gräben schnattern die Enten und hinter den efeuumwucherten Kanonenschlünden jauchzen Kinder. Unbeugsame Härte und militärische Strenge sind verdrängt. An ihre Stelle tritt durch Liebenswürdigkeit verklärte Historie — und Lächerlichkeit. Nistete sich doch vor guten hundert Jahren der Fiskus in der Festung ein mit allem nun einmal in Deutschland „notwendigen", fast unernsten Ernst. Der Staatsschatz sollte hier in Spandau, im Juliusturm, bewahrt werden. Die Festung ist alt.

Spandau blieb Festung. Potsdam ist ausgelöscht als Residenz, schon seit gut hundert Jahren. Mit Friedrich Wilhelm IV. schlägt das Buch zu. Was später kommt, ist Episode, Zufall, Repräsentation. „Potsdam ist meine zweite Heimat", sagte Kaiser Wilhelm II. einmal in Doorn. Der Akzent liegt auf zweite. Berlin gewinnt Vorrang. Potsdam versinkt in dämmrigen Schlaf. Es wird, wie Walter von Molo es einmal nannte, „Freilichtmuseum der Geschichte".

Berlin und Potsdam, bis zu jenem Tage, da vor der Residenz auf der Havelinsel ein undurchdringlicher Vorhang sich auftut, ein im echten Sinn des Wortes künstlicher Wald aus Grenzschildern, Barrieren, Drahtzäunen, bis zu jenem Tage gehören die Städte zueinander. Sie sind eins.

Zurückgeträumt — seitab vom lauten Berlin, geschmiegt an den Lauf der Havel, liegt Potsdam. Schlösser an den Ufern, Palais, Adelspaläste, Bürgerhäuser. Die Berliner ziehen hinaus. Zu allen Jahreszeiten ist Potsdam ihr Ziel. Zu allen Jahreszeiten hat es seinen besonderen Reiz. Und Gäste bringen die Berliner mit, Fremde, Freunde, denen sie „ihr" Potsdam zeigen. Sie wandern durch die Straßen, über die Lange Brücke, betrachten die weite, mächtige, doch wunderbar unaufdringlich sich ins

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Stadtbild fügende Front des Knobelsdorffschen Stadtschlosses. Sie stehen vor dem Rathaus, dem Palais Barberini, dem Obelisk, vor S. Nikolai. Namen, Gestalten, Menschen treten aus dem Dämmer. Bach, der hier vor Friedrich dem Großen musizierte, Schinkel, der die Kirche nach dem Brande neu aufführte, in Ungnade fiel, weil die Akustik mangelhaft war. Jahrzehnte später erst wird von Schinkels Nachfolgern der runde, säulengetragene Kuppelturm sich über der Kirche wölben.

Turm — da klingt etwas, unüberhörbar, gar nicht weit vom Markt — das Glockenspiel. Einst Symbol Potsdams, „Treu und Redlichkeit", dann von maskenhafter Starre umgeben, zur Lüge, zum Hohn herabgezogen, beide — Treu und Redlichkeit. Tief in der Krypta unter dem Turm ruhen die Könige. Der Vater, der dem Herrn von Katte einmal sagte, es täte ihm leid, aber es wäre besser, er stürbe (der Leutnant von Katte), als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Der Sohn, der Rebell wider den Vater. Doch in der Todesstunde des Vaters wies er die etwas zu heiter gestimmten Beileidsbeteuerungen der Rheinsberger Freunde schroff zurück. Nicht einer der ehemaligen Getreuen — Knobelsdorff ausgenommen — erhielt ein hohes Amt im Staate. Der Sohn hatte das Erbe angetreten. Der Gedanke der Pflicht ergriff ihn. Nicht ein einziges Mal kam er nach seiner Thronbesteigung noch nach Rheinsberg. Aber es war nicht sein Wunsch, hier in der Stadt, im strengen Raum der Kirche, im Angesicht des Vaters zu ruhen. Auf der Terrasse seines Weinberghauses, dort, wo auch schon lange seine Windspiele schliefen, da hatte er sich seine Gruft erwählt.

Die Gäste aus Berlin hasten vorüber. Silbern, fremd, überladen schimmert die Kanzel im Kirchenschiff. Fahnen im Raum umtost von Schlachtenlärm — Leuthen, wird geflüstert, Torgau, Cunersdorf, Hohenfriedberg. Napoleon ist hier auch gestanden, noch nicht dreißig Jahre nach des Königs Tod. Sic transit gloria mundi . . .

Und Sanssouci! Der Brandenburger Platz erst. Das mächtige, von Friedrich entworfene, von Unger ausgeführte Tor, die Allee, der schlanke nach dem Vorbild von Campanile steil aufragende Turm der Friedenskirche. In einem Seitengang der Christus von Thorwaldsen. Welten begegnen sich. Alexander von Humboldt lebte in Sanssouci, auf Charlottenhof. Für des Bruders Schlößchen Tegel, das einzige märkische Herrenhaus ohne Kreuz, schafft der gleiche Thorwaldsen die Statue der „Hoffnung". Und hier vor Sanssouci der Christus, lächelnd segnend. Grabstätten im Kirchbezirk. Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Königsthron, dessen Herz jedoch in einer Kapsel nah dem Sarge der Mutter im Mausoleum von Charlottenburg beigesetzt ist. Und der romantische Hohenzollernkaiser Friedrich III., der sich auf dem Goslarer Kaiserstuhl krönen lassen wollte, immer den Blick auf das große, alte, heilige Reich gerichtet, die Bismarck-Devise beachtend, „die echte Krone liegt in Wien". Unerfüllte Hoffnung, Vergangenheit, unabweisbar.

Die Gäste frösteln. Doch da ist schon die Fontäne. Die Fotoapparate

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

klicken. Dann der etwas beschwerliche Aufstieg. „Sans-Souci". Sie lesen es, wandern plaudernd über die Terrasse, zahlen ihren Obolus und lassen sich durch das Schlößchen führen. Sie sehen alles, oft und wiederholt. Nur die Büste da, den Homer, in der runden Bibliothek, die bemerken sie kaum. Aufgeschaut hat der König zum Homer in den Stunden, da ihm die Dame Fortuna gnädig und huldvoll gesonnen war, auch in den Jahren, da er um den Bestand seines Staates zitterte und in den langen einsamen Monaten, da er auf den Tod wartete. „Die Alten müssen den Jungen Platz machen, damit jede Generation auf Erden ihren Platz findet."

Er lächelt nicht mehr, der weise Grieche. Doch wer von den Gästen vermag das schon zu sehen. Ein reichhaltiges Programm haben sie noch vor sich, da gleiten Einzelheiten schon etwas flüchtig vorüber. Das Neue Palais, der Wille zur Zukunft, der Schrei: ich bin noch da, ihr habt es nicht vermocht, mich zunichtezumachen! Versteckt im Park die Zubauten, der Freundschaftstempel, das Chinesische Teehaus, endlich der Antikentempel. Die Kaiserin, tuscheln die Gäste.

Charlottenhof, das Idyll mit Dichter- und Rosengarten, Traum der Spätromantik, vollendet und reif, und irgendwo noch die Römischen Bäder, der Blick zur Klassik.

Dann wieder die Stadt, die stillen niederländisch wirkenden Straßenzeilen. Mozart wohnte hier und Storm auch, den nach Reinhold Schneider die „Sehnsucht nach Watt und Meer nicht losließ".

Im Norden wieder der andere, der neue Schloßbezirk. Werk des Gontard das Marmorpalais. Abkehr vom Alten, Residenz Friedrich Wilhelms II. Die Lichtenau wird den Gästen lebendig, das bizarr wirkende Schlößchen auf der Pfaueninsel — und eines der schönsten Denkmäler Gottfried Schadows, das Grabmal des Grafen von der Mark.

Abschluß, Ende unumstößlich bildet Cecilienhof. Der Kronprinz, flüstern die einen, der Kaiser, sagen entrüstet die andern. Reinhold Schneider hat bei ihm gesessen in der getäfelten Halle im Erdgeschoß, an dem großen runden Tisch, an dem dann bald vier andere saßen — Attlee, Churchill, Truman, Stalin. Das Schicksal erfüllte sich. Der Vorhang fiel.

Heute zieht es wohl die Berliner wie immer und zu jeder Zeit nach Potsdam — und sie möchten ihren Gästen die Residenz zeigen. Allein, sie vermögen es nicht. Nur mit einem Autobus können sie bis an die Stadtgrenze von Potsdam heranfahren, bis zur Glienicker Brücke, die im weiten Bogen die Havel überspannt und von der anderen Seite groteskerweise „Brücke der Einheit" genannt wird. Schlagbäume sind auf beiden Seiten zu sehen und Bewaffnete. Schweift der Blick in die Runde, so bleibt er bald auf Schloß Babelsberg hängen, dem eigenartig gotisierenden Schinkelbau, in dem die denkwürdige Unterredung zwischen König Wilhelm und Bismarck stattfand. Heute werden ausgerechnet Juristen im Sinne der Hilde Benjamin in diesem Haus geschult. Es ist wie

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ein trauriger Witz. Ein von Efeu umranktes Bauwerk steht im Park. Darin treffen sich nach den Schulungen die angehenden „Volksjuristen" — es ist die Gerichtslaube vom ältesten berliner Rathaus. Richtet sich der Blick nach Norden, so greift er auf westberliner Gebiet das Schlößchen Klein-Glienicke. Nach dem Krieg verwahrlost, übernahm es vor etlichen Jahren die Berliner Sporttotogesellschaft, allerdings mit der Auflage, das Haus im alten Stile unter Aufsicht der Denkmalspflege aus überschüssigen Geldern des Totos zu restaurieren. Das geschah in vorbildlicher Weise; sicher aber zum Mißvergnügen der Sportler, die ein wenig unbeholfen in der Beletage auf Schinkel-Stühlen sitzen und ihren Orange-Juice einnehmen. Aber das Haus steht.

Der weite Park Glienicke mündet vor Sacrow und Nikolskoe, altberliner Ausflugsziele. Sacrow drüben, verklärt durch Fouqué, die Heilandskirche daneben, das in den Havelstrom wie ein ankerwerfendes Schiff hineingebaute Gotteshaus ist jetzt stumm, gesperrt, verschlossen. Die Glocken schweigen. „Sollst Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben." Nur ab und an läuft ein Rotarmist mit umgehängter Maschinenpistole durch die Säulenhalle, schaut nach, ob nicht schon wieder verfluchte Angler ihre Ruten gelegt haben von der Böschung in die fischreiche Flut hinunter. Dann schaut er hinüber, der Russe, zu einem russischen Kirchlein — aber das ist nun wieder für ihn verschlossen, denn es liegt auf westberliner Gebiet: S. Peter und Paul. Für die Tochter der Königin Luise, Gemahlin des Zaren Nikolaus I., wurde es erbaut, als das Paar auf der Pfaueninsel weilte und gern die „abendliche Stille vom Feierklang der Glocken" übertönt haben wollte. Eine Zwiebelkuppel, ein schlichtes Gotteshaus, sparsam der Schmuck.

Allsonntäglich ist das Kirchlein gefüllt. Sie kommen von beiden Seiten, die Gläubigen. Aus Berlin mit Autobussen und aus Potsdam über die Glienicker Brücke zu Fuß. Wie sollen die Potsdamer mit ihrem minderwertigen Gelde den Autobus bezahlen? Sie laufen, ohne zu murren. Ein Fahrrad huscht an ihnen vorüber. Der Pfarrer sitzt darauf. Er kommt aus Babelsberg — auch aus der anderen Welt. Dies kleine Kirchlein hier hoch über dem Ufer der Havel ist so etwas wie ein letzter bindender Zusammenhalt der beiden Städte, Potsdam und Berlin. Es führt die Menschen zueinander. Es ignoriert die künstliche Grenze. Zur vollen Stunde, während der Geistliche den Segen spricht, schallt vom Turm das Glokkenspiel herab. Lautsprecher strahlen es aus. „Üb immer Treu und Redlichkeit". Dann leert sich das Kirchlein. In der Kollektebüchse klimpern Aluminiumgroschen aus Mitteldeutschland und Messingmünzen aus Berlin. Eine Gesinnung läßt sie zusammenklingen.

Die Westberliner kehren dann im historischen Gasthaus Nikolskoe ein, dem romantischen russischen Blockhaus, und die Potsdamer wandern geduldig die Straße zur Glienicker Brücke zurück, dorthin, wo die sowjetrussische Welt sich bar jeder Romantik widerpiegelt. Sie gehen an den Posten diesseits und jenseits der Brücke vorbei. Stalinstraße schlägt es

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ihnen hart in die Augen. Vor wenigen Jahren konnten sie hier — die alte Berliner Straße — noch mit der Straßenbahn entlangfahren. Dann zerfror im Winter die Oberleitung. Laufen müssen sie jetzt. Hinter dem Krankenhaus sticht ihnen das Pflaster merkwürdig hell ins Auge. Ja, hier stand einmal das Berliner Tor. Es wurde abgerissen, damit Panzerwagen die Straße befahren können, auf dem Wege nach Berlin.

Die Potsdamer nicken sich zu. Ja, dem Nauener Tor ist ein ähnliches Schicksal beschieden. An Geschäften gehen sie vorüber — HO, Konsum, Volkseigen — verdrängte die Welt des Privaten, verdrängt die Macht der Persönlichkeit. Potsdam war nicht immer eine lockende Welt, aber stets wurde persönlicher Mut, eigene Initiative respektiert. Sogar der arg ökonomisch denkende Friedrich Wilhelm I. ließ sich finanziell übertölpeln, duldete es schweigend, spürte er, ein Bürger seiner Stadt, hatte einen wirklich fruchtbaren Gedanken. Das kleine Gartenhäuschen des Königs indessen, die Gloriette auf dem Bassin, ist verschwunden. Ein sowjetisches Kriegerdenkmal erhebt sich an seiner Stelle, und des Königs Kirche hier am Kanal, jetzt Heiligkreuzkapelle genannt, wird bald fallen. Zwei Schnellstraßen wollen die Kommunisten durch Potsdam legen. Sie beginnen neben einer neuen, breiteren Langen Brücke und gabeln sich just — jedenfalls auf den Plänen — dort, wo sich augenblicklich noch die Ruine des Stadtschlosses erhebt. Die eine Straße zerschneidet die Garnisonskirche, die andere läuft durch alte Stadtviertel. Wie aber auch die Straßen geführt werden, sie zerstören das Antlitz Potsdams, wenn sie das Stadtschloß vernichten.

Dieser Plan kann unmöglich von der Besatzungsmacht diktiert sein. Ein Blick zurück verdeutlicht das: der ehemalige Schwiegersohn des „Staatspräsidenten" Pieck, „Volkspolizeigeneral" Staimer, wünschte auf dem Gelände des ausgebrannten Stadtschlosses ein Sportstadion zu errichten. Seltsamerweise untersagte ausgerechnet der sowjetische Stadtkommandant von Potsdam die Sprengung. Staimer wunderte sich. Er hatte geglaubt, nach der gewaltsamen Zerstörung des noch in weiten Bautrakten erhaltenen Berliner Schlosses, würde sein Gedanke, in Potsdam ein Schloß niederzulegen, allseits gute Resonanz finden. Aber offenbar hatte man in Moskau begriffen, daß es eine Fehlentscheidung war, der restlosen Zerstörung des Berliner Schlosses zuzustimmen, zumindest sie stillschweigend zu dulden. Steht ja noch heute in Moskau der Kreml, sogar der Thronsaal des Zaren. Niemand will je daran gedacht haben, das Denkmal Peter des Großen vom Newski Prospekt im alten Petersburg zu entfernen. Aber das Reiterstandbild Friedrich des Großen von Rauch, einst Unter den Linden, mußte abgerissen und nach Sanssouci verbracht werden. Da wird es noch jetzt in abgelegenen Teilen des Parkes sorgfältig versteckt gehalten.

Staimer wunderte sich. Man hatte doch ganz andere Objekte niedergelegt; Schlösser zerstört, die fast erhalten waren. Friedersdorf und Buckow, beides Schinkelwerke, und Schöneiche vor den Toren Berlins,

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

das gar nicht einmal einem Junker gehörte, sondern der Stadt Berlin als Schule diente, aber es war ein Schloß. Paretz hatte man umgebaut, modernisiert. Diese verspielte, reaktionäre Romantik da mit der Königin Luise, nein, das war nichts. Jetzt war das Schloß, Verzeihung, die „Bauernhochschule Edwin Hoernle" schon zu gebrauchen. Jetzt sah sie aus wie ein modernes Offizierskasino. Und in Potsdam sollte er nicht...? Das wollen wir doch einmal sehen. Über Nacht hingen Plakate an den leeren Fensterhöhlen des ausgebrannten Schlosses: „Fort mit dieser Brutstätte des Feudalismus". Die „Freie Deutsche Jugend" und die „Jungen Pioniere" warfen Steine an die Figuren, an noch erhaltene Téile des Innentraktes. Einzelne Treppenreste waren noch intakt, Putten, figürlicher Schmuck in den Räumen Friedrich des Großen. Alles wurde zerstört. Fort damit! Aber es half nichts, das Schloß blieb stehen. Plötzlich gefährdete es die Potsdamer Bevölkerung. Nicht aus ideologischen oder parteidoktrinären Gründen. Nein, aber es könnte doch sein, daß vom Sims, vom Giebel, Figuren herunterstürzten und Passanten verletzten. Nein, das muß abgestellt werden. In der modernen Denkmalspflege würde man jetzt einen Kran bestellen und vorsichtig die Plastiken, wenn sie sich tatsächlich im Fundament gelöst haben sollten, herabheben. In Mitteldeutschland wird diese Arbeit vereinfacht. Bei der Sprengung des Berliner Schlosses wurden auch Figuren „vorsorglich" geschützt. Dafür breitete man eigens Strohballen auf dem Erdboden aus und stieß dann die zweimeterhohen Bildwerke vom Sockel. Es erübrigt sich zu sagen, wie sie nach dem Aufprall ausschauten. In Potsdam variierte man diese Methode. Man ließ einen Trecker kommen und warf, wie es etwa die Gauchos in der Pampas zu tun pflegen, mit Lassos durch die Gegend. Allerdings benutzte man keine Hanfseile, sondern Stahltrossen. Man traf, zog die Trosse straff, befestigte sie an dem Trecker, gab ein Zeichen, sprang zurück, denn jetzt würde ja gleich die Figur (eine vom Bildhauer Glume) herabstürzen. Sie tat es nicht. Sie blieb stehen.

Das Stadtschloß ist eine Ruine. Aber sie ist wert und würdig, fünfzehn Jahre nach der Zerbombung noch restauriert zu werden. Es ist keine bröckelnde Ruine. Die Fundamente sind fest. Das Mauerwerk hat keine Risse. Sollte das Stadtschloß fallen, so entstände die gleiche architektonische Leere wie in Berlin auf dem Platz zwischen dem Lustgarten und der alten Schloßfreiheit. Eine durch nichts begrenzte Fläche, ein Raum ohne Inhalt, ohne Gesicht, ohne Sinn.

Noch steht es, das Stadtschloß, fragt sich nur, wie lange. Auch die Ausstattung des Hauses ist zum großen Teil erhalten. Die Bibliothek wird in Wiesbaden aufbewahrt. Die Möbel stehen überwiegend im Neuen Palais. Selbst wenn eine gute und vorbildliche Restaurierung zu viel Geld verschlingen sollte, könnte es dieser Bau noch vertragen, ruinös stehenzubleiben. Er hat die Kraft, der Witterung zu trotzen. Aber es geht nicht um den Bau. Es geht nicht um das Werk Knobelsdorffs. Das Gesicht Potsdams soll verändert, entstellt, sozialistisch im Sinne der SED

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

verformt werden. Hat der Brand weite Partien der Stadt hinweggefegt, die Gassen am Kanal und um den Markt, die altehrwürdigen Hotels, wie den „Einsiedler", es blieb doch nach dem verhängnisvollen 14. April 1945 ein Ansatz zu erkennen. Es konnte wieder Stein auf Stein gelegt werden. Aber es durfte nicht und sollte nicht.

Nur Sanssouci ist ausgeklammert. Nicht aus Ehrfurcht, nicht aus Verbeugung vor der Geschichte, vor der Erscheinung Friedrich, sondern weil angeblich Rotarmisten den Schloßbezirk vor der Zerstörung bewahrten.

Die Potsdamer wandern durch den Park. Sie wissen, Gäste, Freunde aus Berlin treffen sie jetzt nicht mehr. Sie steigen den Weinberg empor. „Sans-Souci" lesen sie. Sie zahlen ihren Obolus, ziehen die Filzlatschen an, folgen dem Wink des „Führers", hören wie durch einen Schleier sein Wort. „Hier", weiß er zu berichten, „die Barberina, man sagt, der König habe mit ihr nur Tee . . .", der Besucher hört weg. Es widert ihn an. Dann das Voltaire-Zimmer. „Werde Dein Recht, Deine Gedanken auszusprechen, auch wenn sie nicht meines Sinnes sind, bis an mein Lebensende achten." Ja, so dachte man vor zweihundert Jahren in Potsdam. Das ist vergessen worden — inzwischen. Das Sterbezimmer „Friedrichs II.", kunsthistorisch schon exakt. Erdmannsdorff wird genannt, erster frühklassizistischer Raum Norddeutschlands. Aber warum fällt nicht der Name Carlyle? Es war doch „der letzte der Könige", der hier starb. Ein Engländer hat das gesagt, ein kritischer Kopf. Das ist doch wichtig. Nein, für den „Führer" nicht. Die Bibliothek. Die Monopolkapitalisten halten in Wiesbaden die Bücher zurück. So hätte man die aus dem Stadtschloß aufstellen müssen. Ja, aus dem Stadtschloß, das die Anglo-Amerikaner im April 1945 völlig ohne Grund durch Bomben zerstörten. Ob er eigentlich weiß, dieser „Führer", daß die Sowjets es waren, die diesen Bombenangriff ihren damaligen Verbündeten buchstäblich abverlangten, ebenso wie den Angriff auf Dresden? Die Figur des Betenden Knaben vor der Bibliothek, haben, durch westberliner Schundliteratur aufgehetzte Rowdies, zertrümmert. Warum sagt er nichts von Homer, der „Führer"? Da oben steht doch die Büste. Einer fragt. Ja, das ist ein griechischer Dichter. Aus! „Und Homer, er hätte nie gesungen, doch sein Griechenland war frei".

Sie ist zu einem großen Gefängnis geworden, die Stadt von einst. Potsdam ist nicht frei von tragischer Schuldverkettung. „Keiner weiß, wo die Schuld begann". Aber was auch Abträgliches vorgebracht wird — frei war die Stadt, die Gesinnung. Jedermann, bedrängt, verfolgt, verflucht, gehaßt aus politischen, religiösen oder auch materiellen Gründen, hier fand er Heimat, hier fand er Ruhe. Sie standen nebeneinander, die strengen Auffassungen, aber sie schlossen sich gegenseitig nicht aus, das Wort und die Melodie. „Die Religionen Müssen alle Toleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Faßon Selich werden."

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

JEAN GEBSER

Erinnerungen an Federico García Lorca

Es war am Vorabend des spanischen Bürgerkrieges, daß ich Federico García Lorca zum letzten Male sah. Also im Juni 1936. Er wohnte in einer der Hauptstraßen Madrids, in der Calle de Alcalá, ganz in der Nähe des alten Stierplatzes. Seine Mutter, eine kleine, versorgte, etwa siebzigjährige Frau, bei der er wohnte, öffnete mir. Es war drei Uhr nachmittags, die heißeste Stunde des Tages, und die Räume waren gegen Licht und Hitze abgedunkelt. Er kam mir aus dem Salon entgegen, lächelnd. Über Hemd und Hose trug er einen warmen Mantel, ein Mittelding zwischen Haus- und Bademantel. Er entschuldigte sich seinetwegen, da er erst vor kurzem aufgestanden sei. Wie viele Spanier war er ein Nachtmensch und liebte es, bis tief in den Vormittag hinein zu schlafen. Er war damals siebenunddreißig Jahre alt, von kräftiger Statur; lässig in den Bewegungen strahlte er einen sympathischen Charme aus. Damals stand er auf der Höhe des Ruhmes, aber er gab sich durchaus nicht selbstsicher, auch nicht bescheiden, sondern auf gewinnende, natürliche und rücksichtsvolle Art. Ja, er hatte Art. Eine mehr kreatürliche als eine menschliche oder männliche. Hinter seiner Rücksicht verbarg sich nicht nur Wohlerzogenheit, sondern auch das eigene Unbehagen, Launen und Stimmungen ausgesetzt zu sein.

Wir waren in den Salon gegangen, eine gut bürgerlich eingerichtete Stube aus der Zeit der Jahrhundertwende. Ich hatte ihm die Probedrucke zweier Vignetten mitgebracht. Es waren Vignetten, die er mir für meinen damals in Druck befindlichen Gedichtband gezeichnet hatte. Darüber kamen wir auf unsere Arbeiten zu sprechen. Er hatte sich mit Wedekinds „Frühlingserwachen" beschäftigt und wollte mit mir zusammen eine neue Übertragung dieses Stückes ins Spanische machen. Es sollte im Winter 1937 im Madrider „Teatro Español", der größten Bühne Spaniens, aufgeführt werden. Für den Frühsommer war eine gemeinsame Reise nach Schweden geplant, mit einer Gruppe von Zigeunertänzerinnen und -tänzern aus Sevilla. Er erzählte mir von seinem Gedichtband, sehr geheimnisvoll, den er in Arbeit hatte, und schlug dann vor, mir das Manuskript seines vor kurzem beendeten Schauspiels zu zeigen. Wir verließen den Salon und gingen durch einen langen Flur in den rückwärtigen Teil der Wohnung. Im Flur hingen einige Zeichnungen von seiner Hand. Am Ende des Flurs lag sein Zimmer. Es war ein kleines Zimmer, das auf eine Nebenstraße der „Alcalá" und auf den Stierplatz sah und den Charakter einer Studentenbude hatte. Es war sehr einfach, mit wenigen Büchern, einem kleinen Tisch, einem Fenster, einem Gemälde eines Schülers seines Jugendfreundes Salvador Dalí und einem kleinen schwarzen Kasten an der Wand, dessen Deckel

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

aus Glas war und der einige große dunkelfarbige Nachtschmetterlinge enthielt, die man ihm in Argentinien geschenkt hatte; an ihnen hatte Lorca besondere Freude und als er sie mir zeigte, wurde er um einiges lebhafter. Dann suchte er das Manuskript hervor.

Es war das Drama „La Casa de Bernarda Alba" — „Das Haus der Bernarda Alba". Er zeigte es mir mit einem gewissen Stolz und schlug dann vor, es mir vorzulesen. Er war, vom Augenblicke an, da er das Manuskript in seinen Händen hielt, wie verwandelt. Die Nähe der Arbeit, die er erst vor kurzem abgeschlossen hatte, verdoppelte gewissermaßen seine Lebensintensität. Über sein olivfarbenes Gesicht huschte ein Schimmer von Rot, und seine nächtigen Augen begannen sich zu beleben. Auch seine Gestik wurde mit einem Male lebhafter, und seine Stimme voller und begann zugleich etwas zu vibrieren. „Weißt Du", wendete er sich mir zu, „ich habe das Manuskript vorgestern zum ersten Male in einem Freundeskreise vorgelesen" — und er nannte einige Namen gemeinsamer Freunde und Bekannter, die zu der damaligen, wie man so sagt: geistigen Elite Spaniens gehörten. Dann fuhr er fort: „Du, sie waren sehr beeindruckt. Du wirst ja sehen: es ist eine tolle Sache, ein Stück nur mit Frauen und eigentlich ohne Mann. Noch immer frage ich mich, ob es nicht zu gewagt ist". Und dann begann er zu lesen, ohne Unterbrechung, fast zwei Stunden lang, mit dunkler, voller Stimme, fast betörend und mit ungemein starkem Ausdruck. Er war ja nicht nur Dichter, sondern auch Musiker, war zudem Regisseur und Schauspieler. Er las mit vollständiger Hingabe und wußte die einzelnen Personen auch stimmlich hervorragend zu profilieren. Dieses Drama mit seiner unerbittlichen Härte und seiner unsentimentalen Strenge war die Beschwörung einer nächtigen Welt, war die Beschwörung des Reiches der Mütter, jenes Reiches, wo Tod Leben ist und Leben Tod, wo sich das noch Ungetrennte selber zu zerreißen droht in Traum, Schlaf und Dämmer, wo das Unausgesprochene milde ist und zugleich rasend, wo das Bewußtsein das Chaos noch nicht geschieden hat, geschweige denn, daß die Erkenntnis die bewußtwerdenden Gegensätze in der Entsprechung wieder aufgehoben hätte. Es war seine Grundsituation, die, in dieser Tragödie ins Extrem getrieben, zum Ausdruck kam: der ewige Sohn zeigte die Ausweglosigkeit dessen auf, den das Reich der Mütter für immer in seinen Bann geschlagen hat. Alle echten Dichter, alle, welche die Sprache lieben und ihr dienen, stehen ja der mütterlichen Weltseite näher als der väterlichen. Es ist kein Zufall, daß man von der eigenen Sprache als der Muttersprache spricht. Hier, in diesem Drama kam diese Verhaftung auf tragischste Weise zum Ausdruck. Damals war mir das nicht so klar wie heute. Aber das Gespräch, das sich an Lorcas Vorlesung anschließend zwischen uns entwickelte, bewegte sich in dieser Richtung, wobei es offensichtlich wurde, daß er zwar um die Hintergründe ahnte und nun selber erschüttert war, in Bild und vordergründige Handlung gebannt zu haben, was zutiefst seine eigene Gefährdung war. Ein er-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

schütternder Versuch der Selbstbefreiung, der Klage, ja der Anklage, der durch die Stärke, mit der diese sohnhafte Grundbefindlichkeit seines Lebens dichterisch gestaltet worden war, dem persönlichen Bereich enthoben wurde und Allgemeingültigkeit erhielt.

Diese Spannung zwischen verkapptem persönlichem Geständnis und Allgemeingültigkeit, die sein Drama beherrschte, vibrierte noch lange nach, als er zu lesen aufgehört hatte. Sie lag über unserem Gespräch, und nur allmählich beruhigte sich seine Stimme, allmählich kamen wir in den Alltag zurück und sprachen über die nächsten Monate: daß er in einigen Tagen südwärts in seine Heimatstadt Granada, ich nordwärts nach San Sebastián fahren würden. Dorthin sandte er mir von Granada aus durch seine Schwester noch zwei Exemplare seines allerersten, damals bereits vergriffenen Buches „Impresiones y Paisajes" — „Eindrücke und Landschaften". Im August erhielt ich dann dort in San Sebastián auch das erste Exemplar meines Gedichtbandes, das seine Vignetten enthielt. Ich hatte dieses Buch noch keine Stunde in der Hand, da verbreitete das Radio die Nachricht von seiner Ermordung.

DER ROTE SCHNEE

Variation über ein Gedicht Mao Tse-tungs

Dies ist das Dach der Welt,
mit tausend Gletschern abgeriegelt,
auf zehntausend Meilen
voll wirbelnden Schnees.
Die Gipfel der Berge
sind tanzende Silberschlangen;
die Hochplateaus
ein Zug von weißen Elefanten.
Dies ist das Dach der Welt:
Mit tausend Panzern abgeriegelt,
auf zehntausend Meilen
voll wirbelnder Bomben;
der Schne von heißem Rot
[durchtränkt.

Die Schönheit der Berge und Ströme
beugt dem Verehrer das Knie.
Doch all die erbärmlichen Kaiser
des Reiches der Mitte
gebrauchten Gewalt.
Selbst Dschingiskhan, der einst
der Stolz des Himmels war —
mehr als den Bogen spannen
konnte auch er nicht.
Und heute?
Seht selbst,
wie es die neuen Herren Chinas
mit Edelmut und Güte halten!

Andreas Donath

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

GOLO MANN

Metternich

Zu seinem hundertsten Todestag

Metternichs letzte Photographie zeigt einen Greis von wunderbarer Feinheit und Schönheit: weiße Locken über gewölbter Stirn, hohe, geschwungene Brauen, unter denen die alten Augen nachdenklich ins Leere blicken, Adlernase, schmaler Mund, — eine Maske vollkommenen Aristokratentums. Man kann sich nicht satt daran sehen. Man weiß nun, daß die Porträts des jungen Diplomaten, des Kanzlers auf der Höhe des Lebens, Gerards, Lawrence', Enders Bildnisse, nicht oder beinahe nicht schmeichelten, daß der in der Jugend wirklich so ausgesehen haben muß, der als Achtzigjähriger noch so aussah. Man ist dem Geheimnis dieses geschichtlichen Lebens ganz nahe. Die Politik Metternichs konnte nur auf Ordnung, auf Frieden, auf Herrschaft, auf Erhaltung der Hierarchie zielen, und nimmermehr besorgt sein um das größte Glück der größten Zahl; sie mußte darum im zweiten Drittel des Neunzehnten Jahrhunderts scheitern, und der sie trieb, wußte das auch. Er gehört einer Welt an, die buchstäblich nicht mehr ist, die aber mit ihrem eigenen Maßstab gemessen werden muß, oder gar nicht. Mißt man sie mit einem ihr fremden, so wird man über Metternich nur ungerechtes Zeug schreiben.

So Treitschke und spätere Preußisch-Deutsche. So englische Radikale wie der gegenwärtig umtreibende falsche Österreich-Kenner A. J. P. Taylor. So natürlich die Sozialisten; obgleich in „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" von Marx und Engels Metternich nahezu der einzige Mensch ist, von dem mit einem gewissen Respekt gesprochen wird („ein intelligenter und energischer Staatsleiter"). Für Heine, den über den Parteien stehenden, ist es bezeichnend, daß er für Metternich Sympathie empfand trotz des Schadens, den er vom „Deutschen Bund" erfuhr; der Artist bewunderte den Artisten.

Im allgemeinen hat Metternich bei der schreibenden Nachwelt wenig Glück gehabt. Zu dicht war nach seinem Hinscheiden hundert Jahre lang die Kette der Niederlagen, welche die von ihm vertretenen Sachen trafen: die österreichische Herrschaft über Italien und Vormacht in Deutschland, Österreich überhaupt, die Monarchie überhaupt, das europäische Gleichgewicht, die historische Ordnung. Auch die Revision des Urteils über den Wiener Kongreß, die nach 1919 einsetzte, kam, ohne ersichtlichen Grund, mehr Castlereagh und Talleyrand als ihm zugute.

Srbiks großes Werk, zuerst erschienen 1925, ist in Gründlichkeit und Reichtum der Dokumentation unübertroffen, aber formlos, schleppend,

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

übrigens von zweifelhaftem Geist; Srbik wollte zugleich Metternichaner und Deutschnationaler sein. Die beiden Werke Victor Bibls („Metternich in neuer Beleuchtung" und „Metternich, der Dämon Österreichs") sind Pamphlete eines jeden Verständnisses baren Fortschrittsonkels. Hübsch ist eine englische Biographie von Lord Cecil, ausgezeichnet der Essay Albert Sorels. Überhaupt haben, wohl nicht zufällig, die Franzosen das Beste über Metternich gesagt. Daß der Minister Graf Mosca in der „Chartreuse de Parme" ein Porträt Metternichs sei, hat Stendhal bestritten, aber Balzac behauptet und überzeugend ausgeführt. Und wenn Friedrich Gentz in einem späten Bekenntnisbrief schrieb: „Ich ward der Vertraute eines Ministers, dem die Liberale Partei in allen Ländern tödlichen Haß geschworen hat, indes sein heller Kopf und heiterer, liebenswürdiger Charakter ihm nicht gestattet, irgend eines Menschen, noch irgendeiner Sache bitterer Feind zu sein" — so braucht man Balzacs Argumente nicht, um sich an den erfundenen Erstminister von Parma erinnert zu fühlen. Was Mosca und Metternich gemeinsam haben: den Egoismus, das Geschick, unter einem beschränkten Despoten sich oben zu halten und genau so viel Schlechtes zu tun, wie zu diesem Zweck notwendig ist, aber auch nicht mehr; die Geschäftserfahrung und Meisterschaft der Menschenbehandlung, die leichte und feste Hand, Takt und Autorität; Menschenfreundlichkeit, Verliebtheit, Geldgier, Lebensvergnügtheit. Metternichs Lieblingslied war, wie Srbik uns erzählt, „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht"; ihm zuliebe hat Rossini die Melodie für eine seiner Ouvertüren gebraucht. Freilich, Mosca ist kein Philosoph, kein Pendant, sondern Praktiker; aber ist denn viel Wahrheit an Metternichs Ruhm oder Ruf als eines „Ritters der Grundsätze"? Seine politische Geschichte ist voll von reiner Praxis, von Anpassungen und Einräumungen. Er vertrug sich mit Napoleon, wollte zuletzt Napoleon retten — „aber der Narr wollte sich ja nicht retten lassen"; er hat wieder und wieder sich neuen Dingen anbequemt, die ihm unerfreulich waren, die er aber nicht hindern konnte: der Unabhängigkeit Latein-Amerikas, Belgiens, Griechenlands, dem Kaisertum des ersten Bonaparte und noch, als greiser Ratgeber, dem des zweiten. Gegen erst noch werdende, von ferne drohende Wirklichkeiten ohne viel Hoffnung, zu Felde zu ziehen, das lag ihm. Aber nichts war ihm fremder als die wahre Don Quixoterie: machtvollen Wirklichkeiten, die da sind und zu deren Austilgung keine echte Chance mehr besteht, die „Anerkennung" zu verweigern.

So daß, bei allen Unterschieden der Epochen und der Charaktere, der Gegensatz zwischen Metternich und dem späten Bismarck gar nicht so abgrundtief ist, wie man wohl geglaubt hat. Sie waren beide vor allem Diplomaten, sie sahen die „rote Gefahr" ungefähr gleich; Bismarck dachte europäischer, als er vorgab.

Sie haben sich gekannt und geschätzt — eine reizvolle Begegnung der Generationen. (Bismarck an seine Frau: „Den Mittwoch und Donnerstag

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

habe ich bei dem alten Metternich zugebracht, er war sehr liebenswürdig und behaglich, erzählte ohne Unterbrechung von 1788 bis 1848, von Politik und Weinbau, von Literatur und Forstkultur, und bekämpfte meine schwermütige Zerstreutheit, die über die Gründe Deines Schweigens grübelte, mit seinem besten Johannisberger." Und Metternich zu dem Österreicher Thun: „Wenn Sie mit dem nicht zurechte kommen, so weiß ich wirklich nicht.") Daß Bismarck die stärkere Naturkraft, die geradere Intelligenz war — man braucht es nicht lange zu beweisen. Zudem war er eine gute Generation jünger, also, für uns, moderner, näher; Diplomat nicht nur, auch Parlamentarier, auch Demagoge, Wahlkampf-Manager, großer Redner. Das gesprochene Wort macht einen bedeutenden Teil der „Gesammelten Werke" aus. Metternich ist als Redner nicht vorzustellen; die Heraufkunft des Zeitalters der Rede hinanzuhalten, könnte man ein Hauptziel seiner Politik nennen. Auch seine Memoiren-Fragmente, auf verschiedenen Lebensstufen entstanden, teilweise noch von Gentz redigiert, haben bei weitem nicht die Durchschlagskraft der „Gedanken und Erinnerungen". Aber das Porträt Napoleons ist meisterhaft; Jakob Burckhardts Napoleon-Essay lebt hauptsächlich davon. Und der Bericht über die letzte große Unterredung mit Napoleon, Dresden, Juni 1813, gehört zum Höchsten aller Memoirenliteratur; man könnte diesen Dialog, so wie er ist, zur Szene eines politischen Dramas im Geiste Schillers machen. Er hat innere Wahrheit; auch äußere, wiewohl Metternich die eigene Rolle etwas verbessert und Insulten, die der bedrängte Kaiser ihm zuschrie, unterdrückt haben mag.

Er war feiner organisiert als Bismarck, feiner zum Beispiel im Sieg — man denke an die überaus vornehme Behandlung des geschlagenen Napoleon 1814, die vornehmlich sein Werk war. Seine geistigen Gehilfen waren Literaten hohen Ranges, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam Müller; keine Buschs und Buchers. Er verstand sie, bediente sich ihrer, indem er ihnen volle Freiheit gab. Grausam konnten sie beide, Bismarck und Metternich, sein, aber auf verschiedene Art; jener als brutaler, leidenschaftlicher Hasser; dieser, dem persönliche Güte von vielen Zeugen nachgerühmt wird, aus Staatsraison. Nur allzu wahr ist jedoch die Szene in Ricarda Huchs „Leben des Grafen Federigo Gonfalonieri": wie der Kanzler den eben in Wien eingetroffenen Staatsgefangenen in seiner Zelle aufsucht, und zwar im Ballkostüm, um sich flüchtig mit ihm zu unterhalten, und dann zu einer Lustbarkeit zu fahren und den Verschwörer, einen Standesgenossen und alten Bekannten, ungerührt den Qualen des Spielbergs zu überlassen. Er konnte hier nicht eingreifen, die Behandlung politischer Gefangener war die eigenste Domäne des Kaisers Franz; aber es scheint nicht, daß er irgendwelche Skrupel dabei empfunden hat. Gelegentlich des griechischen Freiheitskampfes schrieb er, die Zivilisation hörte an den Südostgrenzen Österreichs auf und jenseits ihrer zählten „drei bis vierhunderttausend Gehängte, Erwürgte, Gepfählte nicht viel . . . Die Zeitungen bringen keine neuen,

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

hübschen Gedanken. Die Türken fressen die Griechen auf und die Griechen köpfen die Türken."

Sind dies die übelsten Worte, die je von ihm kamen, so sind sie doch nicht untypisch, nicht ohne Beziehung zu lebenslangen Positionen. Metternich war nur Europäer, und zwar nicht in einem europazentrischen, imperialistischen Sinn, so daß er „Europa" und die „Welt" einander gleichgesetzt hätte, sondern in dem bescheideneren, älteren, daß er sein Interesse auf die europäische Halbinsel beschränkte, die er für Weltherrschaft nicht tauglich hielt. Er war nur Aristokrat, der sich für das Glück der Völker nicht interessierte, viel weniger für ihre Freiheit, und Balkanrevolutionen als bloße unwillkommene Störungen des Verhältnisses zwischen den Großmächten empfand. Er war übrigens Pessimist, bei aller Heiterkeit, ein heiterer Pessimist, sah im Regieren beinahe ausschließlich das Verteidigen, Verhindern, die Leute vor ihrem eigenen Wahnwitz schützen, und nannte sich den „Arzt im großen Weltspital". Es ist eine Auffassung von Staatskunst, die später Taine systematisiert, und gegen die Benedetto Croce sehr brave Einwände erhoben hat. Eine statische Auffassung, entgegengesetzt der geschichtlichen. Hier ist wieder stimmig, daß Metternich, wie Taine, mehr in den Naturwissenschaften dilettierte als in der Historie. Von seinem eigenen Platz in der Geschichte dachte er zwar so viel, daß er ungünstig zu liegen gekommen sei, daß man viel später, etwa um 1900, geboren sein müßte, um wieder etwas Großes leisten zu können; aber ohne darüber, was dies Große wohl sein könnte, sich Vorstellungen zu machen. Gelegentlich gestand er zwei Wahrheiten ein, die monarchisch-alte und die demokratisch-neue und bestritt nur Wahrheit und Möglichkeit der Mitte, des „Louis-Philippismus". Häufiger setzte er Demokratie mit Chaos und Untergang gleich. Solche Vorstellungen, vage wie sie waren, haben wohl für das zwanzigste Jahrhundert mehr Aktualität als für das spätere neunzehnte. Daß Europa auch Nationalstaat, auch Demokratie, auch Imperialismus sein könne und eine Weile recht gut mit ihnen gedeihen, ja, daß vorübergehend sogar eine Versöhnung des dynastischen Prinzips mit dem nationalistisch-imperialistischen stattfinden würde, das hätte ihn tief überrascht. Von dem, was wir heute haben, könnte er sagen, so ungefähr hätte er sich's gedacht; und daran wäre soviel richtig, daß er sich unter demokratischer Zukunft etwas Wildfremdes, ein Abenteuer ohne Ende, ein für Europa tief bedenkliches Abenteuer vorstellte. Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war für Europa pessimistischer als die zweite.

Unlängst haben drei abwägende Oberrichter Metternich in die Ehrenhalle der „Großen Deutschen" aufgenommen, und daran taten sie gut, wiewohl er ein deutscher Staatsmann war, wie nach ihm keiner mehr sein konnte, und wie es noch zu seinen Lebzeiten zu spät dafür war: nicht liberal und national, nicht Demokrat und Sozialist, nur Monarchendiener und Grundherr und Fürst, nur deutscher Europäer, nur Stil-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

geber, nicht schöpferisch, nur „Fels der Ordnung" in einer Zeit, die solche Ordnung weniger und weniger ertrug. Und wie lange! Seine Regierung währte vom Wiener Kongreß bis zum Kommunistischen Manifest, sein politisches Leben von der Krönung Leopold II. bis zur Einigung Italiens und zum Aufstieg Bismarcks. Zwei Wochen vor seinem Tod, Ende Mai 1859, sah ihn ein bewundernder Freund, Joseph von Hübner, zum letzten Mal und schildert ihn: „Das Gespräch war lebhaft und angeregt. Beim Abschiede sagte er mir zu wiederholten Malen und mit Nachdruck: ‚Ich war ein Fels der Ordnung.' Ich hatte bereits die Türe hinter mir geschlossen, als ich sie wieder leise öffnete, um den großen Staatsmann noch einmal zu betrachten. Da saß er an seinem Schreibtische, die Feder in der Hand, den Blick sinnend nach oben gerichtet, in aufrechter Haltung, kalt, stolz, vornehm, wie ich ihn einst so oft in der Staatskanzlei gesehen hatte in vollem Glanze der Macht. Die Vorschatten des Todes, welche ich in den letzten Tagen zu bemerken glaubte, waren von seinem Antlitze gewichen. Ein Sonnenstrahl erleuchtete das Gemach und das zurückgeworfene Licht verklärte die edlen Züge. Nach einiger Zeit gewahrte er mich unter der Türe, heftete lange einen Blick des innigen Wohlwollens auf mich, wandte sich dann ab und sagte halblaut vor sich hin: ‚Un rocher d'ordre.' "

KINDERLIED

Berge weiß ich, viele stumme.
Berge haben keine Sprache,
Berge haben keine Stimme,
Sind mit leerem Wald behängt.

Kleine Stadt, mit roten Dächern.
Unter Bergen hingeworfen
Rot und Weißes. Und darüber
Geht ein Berg in grauem Himmel.

Berge weiß ich, lautlos finster.
Berge müssen immer stumm sein.
Berge warten. Berge warten.
Werden kleine Stadt vernichten.

Theodor Sapper

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

J. LESSER

Thomas Mann und Wilhelm Raabe

Einiges über Deutschlands Sündenweg

In memoriam Professor Fritz Kaufmann,
gestorben im Schweizer Exil am 9. August 1958

Thomas Mann hat nie eine Zeile von Raabe gelesen und Raabe wohl nie eine Zeile von Thomas Mann. Dennoch hängen die Werke beider aufs merkwürdigste zusammen.

Thomas Mann nennt die deutsche Reformation „ein ausgemachtes Unglück", da sie eine Glaubensspaltung des Abendlandes und den dreißigjährigen Krieg verursacht hat, der das deutsche Blut verschlechterte, Deutschland entvölkerte und in der Kultur zurückwarf. Das alles wäre Deutschland erspart geblieben, „wenn Martin Luther die Kirche nicht wiederhergestellt hätte." Schon 1922 erinnerte Thomas Mann an Goethes Distichon: „Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie einstmals Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück" und fügte hinzu, daß diese Worte bewiesen, daß Goethe im 16. Jahrhundert es mit Erasmus gehalten hätte, der Luther vergeblich vor den Folgen seines Tuns warnte.

Wir sehen einiges von diesen Folgen in verschiedenen Werken Raabes, in diesem Satz etwa: „Der Zwiespalt der deutschen Nation war zum Besten der Welt, zum Jammer des Vaterlandes ein Faktum geworden!" In die Gegenwart von heute deutet der Satz: „O tapfere, kluge, wohlmeinende deutsche Nation, wie hart strafst du dich selbst seit Jahrtausenden!" In „Höxter und Corvey" lesen wir, „daß länger denn ein Menschenalter durch das deutsche Volk durch einen See von Blut waten mußte; Sturm auf Sturm ist über Höxter seit 1618 hingefahren. Im „Doktor Faustus" sagt ein deutscher Student, daß die deutschen Taten immer aus einer gewaltigen Unreife geschehen. „Luther war unreif genug, Volk genug, deutsch genug, den neuen gereinigten Glauben zu bringen. Wo bliebe die Welt auch, wenn Reife das letzte Wort wäre! Wir werden ihr in unserer Unreife noch manche Erneuerung, manche Revolution gewähren . . . Wenn du willst, ist der Deutsche der ewige Student." Ein anderer sagt: „Deutsch sein heißt ursprünglich sein, heißt aufstehen und die Fesseln einer überlebten Zivilisation abschütteln können, wagen, wozu den anderen die Lebenscourage fehlt, nämlich wieder unterzutauchen im Elementaren". 1933 bis 1945.

Thomas Mann sieht die Folgen von Luthers Tat klarer als Raabe. Er spricht von Luthers „Innerlichkeit", seinem „Dualismus von geistiger und politischer Freiheit", und sieht damit etwas beginnen, das bis 1933 reicht. Luthers politische Uninteressiertheit kehrt wieder in Goethes Ver-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

sen: „Ein garstig Lied! Pfui, ein politisch Lied!" Sie findet sich bei Schopenhauer, der andere Goethe-Verse: „Ich danke Gott an jedem Morgen, daß ich nicht brauch fürs römische Reich zu sorgen" zu seinem Lebensmotto machte, und man begegnet ihr bei Nietzsche, der dem „*furor politicus*" den ihm wichtigeren „*furor philosophicus*" entgegensetzte. „Diese politische Willenlosigkeit des deutschen Kulturbegriffs", sagt Thomas Mann, „sein Mangel an Demokratie, hat sich fürchterlich gerächt; er hat den deutschen Geist zum Opfer einer Staatstotalität gemacht, die ihn der sittlichen Freiheit zugleich mit der bürgerlichen beraubt hat" und die Deutschen mit all ihrer Musik in die niedrigste Gewaltanbetung und eine die Grundlagen der europäischen Kultur bedrohende Barbarei hat verfallen lassen.

Luther, sagt Thomas Mann, war „ein Erzieher seines Volkes zur Untertänigkeit vor gottgewollter Obrigkeit", indem er das berühmte Paulus-Wort: „Sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat", das dem römischen Weltreich, dem politischen Raum für die christliche Weltreligion galt, „auf die reaktionäre Winkelautorität der deutschen Fürsten" bezog. Die Fürsten, sagt auch Ricarda Huch, griffen diese Lehre begierig auf. Als die gräßlich unterdrückten Bauern sich gegen ihre unmenschlichen adeligen Herren erhoben, schrie Luther in einem Flugblatt, man solle sie stechen, schlagen, würgen, und ermahnte die Fürsten, „mit Schlachten und Würgen von Bauernvieh sich das Himmelreich" zu erwerben. Tilman Riemenschneider verhielt sich anders, schloß sich den Bauern an und wurde dafür eingesperrt und gemartert. So scheiterte die Bauernrevolution, und so mißlangen die Revolutionen von 1848, 1918 und 1945. Deutsche Revolutionen sind „der Budenzauber der Weltgeschichte". Der Freiheitsdrang der Deutschen, sagt Thomas Mann, lief immer „auf innere Unfreiheit" hinaus und wurde 1938-1945 „zum Attentat auf die Freiheit aller anderen, auf die Freiheit selbst." Der Freiheitsbegriff der Deutschen meinte immer das Recht, „deutsch zu sein, nur deutsch und nichts anderes, nichts darüber hinaus", und im Nationalsozialismus wurde dieses Mißverhältnis von äußerem und innerem Freiheitsbedürfnis zu der Wahnidee der Versklavung der ganzen Welt. „Ein Volk, das nicht innerlich frei und sich selbst verantwortlich ist, verdient nicht die äußere Freiheit."

Der Held des „Doktor Faustus", Adrian Leverkühn, sagt im Sinne Hegels: „Die Freiheit neigt immer zum dialektischen Umschwung, sie erkennt sich selbst sehr bald in der Gebundenheit, erfüllt sich in der Unterordnung unter Gesetz, Regel, Zwang, System — erfüllt sich darin, das will sagen: hört darum nicht auf, Freiheit zu sein." Das war die „Philosophie" des Dritten Reichs. Einer der Jugendfreunde Adrians sah einst nur die Zwangswahl zwischen „Sozialismus" und dem „Völkischen", „seit die Freiheitsphrase keinen Hund mehr vom Ofen lockt." Auch das wurde zur „Philosophie" des Dritten Reichs. Privatdozent Eberhard Schleppfuß, den Adrian auf der Universität hörte, sprach nur

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

von religiöser Freiheit, aber mit einer „polemischen Spitze gegen modernere, das heißt: plattere und bloß gang und gäbe Ideen", niemals von politischer Freiheit. Professor Serenus Zeitblom, Adrians ganz anders gearteter Freund, erinnert sich dessen während des zweiten Weltkrieges und sagt sich, daß dem deutschen Volk unter der Herrschaft kühnster Willkür jetzt „vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben ein Begriff davon dämmert, was es mit der Freiheit auf sich hat."

Aber Raabe steht in der langen Reihe von deutschen Antisemiten, mittwegs zwischen Fichte und Hitler. Im „Hungerpastor", seinem populärsten Buch, erzählt er, in Weiß-Schwarz-Manier, von dem idealen Hunger des vorbildlichen Deutschen Hans Unwirrsch und dem „schrecklichen Hunger, von welchem Moses Freudenstein gepeinigt, verzehrt wurde." Der Sohn eines jüdischen Trödlers hungert nach Macht und Ehren, er ist ein Mädchenverführer und „Weltbürger", der zu dem Freund seiner Kindertage sagt: „Wir sind viel besser gestellt als ihr alle, wie ihr euch nennen möget, ihr Arier." Hans endet als Hungerpastor bei Ostseefischern, der Jude Moses als „Geheimer Hofrat", aber „bürgerlich tot im furchtbarsten Sinn des Wortes." Ist das nicht der ganze Nationalsozialismus? Hermann Pongs spricht noch heute von dem „deutschen Träumer mit einfältig unbedarfter Michelseele" und seinem Gegentypus, einem „unbezwungenen Dämon." Das war die Terminologie, die zu „Deutschland erwache — Juda verrecke" führte. Die alte Kröppel-Leah, niedergeschlagen von dem Pöbel von Höxter, nimmt die Gefühle der Juden von heute vorweg, als sie sagt: „Meine Väter haben nie Frieden gehabt seit dem Kaiser Titus. Was kümmert's uns, was ihr gemacht habt aus euerem Lande?"

Thomas Mann kontrastiert Luther und Bismarck mit Goethe, dem Mann der „gesitteten Voll- und Volkskraft", der „urbanen Dämonie". Mit Goethe, sagt er, hat „Deutschland in der menschlichen Kultur einen gewaltigen Schritt vorwärts getan — oder sollte ihn getan haben; denn in Wirklichkeit hat es sich immer näher zu Luther, als zu Goethe, gehalten." Darum spielt sein „Doktor Faustus" in der Luther-Gegend, in der Raabe-Gegend. Kaisersaschern, woher Adrian Leverkühn stammt, ist von Eschershausen, dem Geburtsort Raabes, nicht gar weit entfernt. Es liegt „recht mitten im Heimatsbezirk der Reformation, im Herzen der Luther-Gegend — was nun wieder aufschlußreich für das Innenleben Leverkühns, des Lutheraners, ist." Dort wehte, wie später der Teufel, dem er sich ergeben, zu ihm sagt, „gut altdeutsche Luft von anno fünfzehnhundert oder so, kurz bevor Dr. Martinus kam." In seiner Luft „war etwas hängengeblieben von der Verfassung des menschlichen Gemütes in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, etwas von latenter Epidemie . . . Man könnte sich denken, daß plötzlich ein Sankt Veitstanz hier ausbräche." Es war der Veitstanz des Nationalsozialismus. Kaisersaschern hat Adrian nie freigegeben; die Musik, die er komponiert, war „bis in die geheimste genialisch-skurrile Verflechtung hinein, in

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

jedem Kryptenhall und -hauch, der davon ausging, Musik von Kaisersaschern."

Der Komponist Leverkühn zeigt die merkwürdigste Verwandtschaft mit dem Bildhauer Querian in Raabes Erzählung „Frau Salome". Adrians „hochmütige Weltscheu" und „versponnene Schüchternheit vor der Welt" sind auch für Querian charakteristisch, der „die Klappen seines Intellekts gegen die Außenwelt verschlossen hält." Er lebt nur der Kunst und bildet seine 13jährige Tochter Eilike immer wieder nackt ab, „daß ich mich vor mir selber fürchte." Adrians Weltscheu ist ein „Ausdruck des Mangels an Wärme, an Liebe", und wie von ihm, kann man auch von Querian sagen: „Wen hätte dieser Mann geliebt? Wem hätte er sein Herz geöffnet, wen jemals in sein Leben eingelassen?" In dem Brocken-Dorf, in dem er sich ansiedelt, geschehen manchmal Dinge, „die das Gepräge eines ganz anderen Säkulums tragen." Im 15. oder 16. Jahrhundert, sagt sein Jugendfreund Scholten, wäre er „ein Alchymist" geworden oder ein Professor in Prag oder Wittenberg. Für Adrian hat die Musik „viel von dem Laborieren und insistenten Betreiben der Alchimisten und Schwarzkünstler von ehemals." Die Bergleute des Harzdorfes halten Querian „für den Mann mit den Schlüsseln zu allen Gängen und Pforten der Unterwelt." Thomas Mann spricht von „deutscher Weltfremdheit, deutscher Unweltlichkeit", der „etwas Skurril-Spukhaftes und heimlich Unheimliches, etwas von stiller Dämonie" anhaftet. Alles das ist bei Querian zu finden, der in einem dunklen, nur von einem mächtigen Herdfeuer erhellten Raum arbeitet. „Der Herr dieses Reiches der Finsternisse", der auch am heißesten Sommertage friert, wie Adrian, da der Teufel ihn besucht (es ist beider eigene innere Kälte), ist ein „kleiner, scheuer, schämiger, schwächlicher Mann mit kümmerlichem dünnen Haar", der ein Prometheus zu sein glaubt. „Der nackte Gigant mit dem toten Kind in den Armen" ist sein neuestes Werk, über das er sagt: „Das ist mein Kind. Ich habe fünfzig Jahre gearbeitet, ein Lebendiges zu schaffen; es stirbt mir aber immer in den Armen." Ein schwächliches Männlein mit Prometheusträumen — die deutsche Seele, heißt es im „Doktor Faustus", setzt sich „aus Hochmut und Inferioritätsgefühlen charakteristisch" zusammen; der Nationalsozialismus, sagt Thomas Mann, war eine Begegnung des Minderwertigkeitskomplexes Hitlers „mit den (viel weniger berechtigten) Minderwertigkeitsgefühlen eines geschlagenen Volkes", das mit seiner Niederlage im ersten Weltkrieg nichts Rechtes anzufangen wußte. Da Scholten bei den halbverrückten Worten Querians unwillkürlich auflacht, zündet dieser kurzerhand seine Werkstatt an und kommt in dem Feuer um, das fast das ganze Dorf einäschert. Sinnbild des von Hitler angezündeten Deutschland. Das ist, heißt es im „Doktor Faustus", „tief deutsch, die Definition des Deutschtums geradezu, eines Seelentums, bedroht von Versponnenheit, Einsamkeitsgift, provinzlerischer Eckensteherei, neurotischer Verstrickung, stillem Satanismus . . . Unsere Liebe gehört dem Schicksal, jedem Schicksal, sei

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

es auch der den Himmel mit Götterdämmerungsröte entzündete Untergang." Die Worte deuten auf den Antisemiten Wagner hin, den Liebling Hitlers, von dem er den Rassenwahnsinn und den Irrglauben an nordische Mythen hatte. „Wir können untergehen," sagte er einmal zu Rauschning, aber wir werden eine Welt mit uns in den Abgrund reissen." Und er pfiff das Götterdämmerungs-Motiv.

Raabe faßte seine drei Romane „Der Hungerpastor", „Abu Telfan" und „Der Schüdderump" zu einer Einheit zusammen, indem er von dem langen Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow über Abu Telfan im Tumurkielande bis in das Siechenhaus „zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges" sprach, er meinte damit den Brocken, über den heute die Grenze zwischen der West- und der Ostzone führt. Goethes Faust erlebt dort an der Seite von Mephistopheles die erste Walpurgisnacht. „Allein bedenkt! der Berg ist heute zaubertoll." Der Vers gab Thomas Mann den Titel zu seinem Roman „Der Zauberberg" ein, in dem eine bürgerliche Walpurgisnacht geschildert wird. 1933 schrieb Karl Kraus „Die Dritte Walpurgisnacht", in der das um Urian Hitler tanzende Deutschland abkonterfeit wird. Während dieser Tanz noch andauerte, beschrieb Thomas Mann Deutschlands Pakt mit dem Teufel im „Doktor Faustus". „Luthers Teufel, Faustens Teufel will mir als eine sehr deutsche Figur erscheinen, das Bündnis mit ihm, um unter Drangabe des Seelenheils für eine Frist alle Schätze und Macht der Welt zu gewinnen, als etwas dem deutschen Wesen eigentümlich Naheliegendes." Raabes Erzählung „Frau Salome", die ebenfalls in der Brockengegend spielt, ist voll von Anspielungen auf Goethes „Faust", wie es auch Thomas Manns Roman ist. „Auf dem Blocksberg muß jeder von uns gewesen sein", sagt ein wandernder Schneider, den die Lektüre von Goethes „Faust" dort hinaufgeführt hat, und Worte wie „germanischer Waldspuk", „germanische Buchen", „Hexenküche", „Teufelsfratzen" begegnen uns auf fast jeder Seite der Erzählung. „Der Teufel", sagt Scholten (die Worte lesen sich heute anders als vor Jahren), „reitet mich und nicht mich allein, sondern das Dorf, den Querian, die Etikette, kurz uns alle!" Die jüdische Baronin Veitor aber sagt: „Was habe ich mit euren Mysterien zu schaffen?"

Das Teufels-Motiv ist das Haupt- und Grundmotiv des „Doktor Faustus", nachdem es schon auf der dritten Seite zum ersten Mal („gräßlicher Kaufvertrag") angeschlagen wird. „*Si Diabolus non esset mendax et homicida!*" — das ist die genaueste Charakteristik Hitlers. Der Held des Romans ist hochmütig, der Direktor des Gymnasiums, das er besucht, erinnert ihn daran, daß Gottes Widersacher „durch Hochmut zu Fall gekommen" ist. Am Schluß erkennt und bekennt Adrian, daß seine Seele „in Hochmut und Stolz zu dem Satan unterwegs" gewesen sei. Von diesem Hochmut sind auch einige seiner Studiengenossen erfüllt. Deutschlin, wie Möller von der Bruck und Kolbenheyer, nennt den Jugendgedanken „ein Vorrecht unseres Volkes. Die deutsche Jugend re-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

präsentiert den Volksgeist selbst, den deutschen Geist, der jung und zukunftsvoll ist." Teutleben möchte wissen, ob auch die Jugend anderer Völker sich mit Problemen plagt, aber Deutschlin antwortet ihm wegwerfend: „Die haben es alle geistig viel einfacher und bequemer . . . Der Russe hat Tiefe, aber keine Form. Die im Westen Form, aber keine Tiefe. Beides zusammen haben nur wir Deutsche." Darum sagt Thomas Mann, die Deutschen seien „von dem hochmütigen Bewußtsein bestimmt, der Welt an ‚Tiefe' überlegen zu sein."

Der Hochmutteufel ritt sie, der Herrenrassen-Wahn, und der Teufel gewährte ihnen „große Zeit, tolle Zeit, ganz verteufelte Zeit." Viele Professoren sahen der „heraufziehenden Barbarei" mit heiterer Genugtuung entgegen, wo „massengerechte Mythen das Vehikel der politischen Bewegung" wurden, „Fabeln, Wahnbilder, Hirngepinste, die mit Wahrheit, Vernunft, Wissenschaft überhaupt nichts zu tun haben brauchen, um dennoch schöpferisch zu sein, Leben und Geschichte zu bestimmen."

Von hoch und niedrig umjubelt, dauerte das Höllenreich zwölf Jahre. „Das ist die geheimste Lust und Sicherheit der Hölle, daß sie vor der Sprache geborgen ist." Schon vom ersten Weltkrieg sagt Adrian, „daß Kaisersaschern Weltstadt werden möchte." Und im zweiten Weltkrieg wurde der Traum des deutschen Humanismus von einem europäischen Deutschland „durch die etwas beängstigende und der Welt unerträgliche Wirklichkeit eines deutschen Europa" ersetzt.

WENIGE STUNDEN

Wenige Stunden
Vor dem Festland
Des farblosen Alltags
Gelingt das Dasein
Zum munteren
Fröhlich treibenden Schifflein
Dem Illusionen die Segel blähen.

Illusion
Heitere Gebilde
Unbewußter Substanzen
Die Goldstaub versprühen.

Illusionen
Sonnen
Auftauchendem Leben
Und festgerundeten Polen.

Da rollt eine Träne
Nimmt mit sich den Goldglanz
Versinkt.
Draus wächst eine Blume.
Sie neigt ihre Blüte
Demütig zum schmalen
Gesammelten
Antlitz.

Gertrud von Petersdorff

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

FELIX LANGER

Die unsichtbare Toga

Ein Versuch über „Würde"

Man kann in einer Epoche der Degradierung von Menschen durch politische Gegebenheiten, der Entwertung von Besinnung und Muße durch eine Inflation von Tempo und Geräuschen, und der Negierung des Privatlebens durch „Publicity", wenn kommerzielle oder andere Interessen es für zweckdienlich halten, — um nur so viel anzuführen, — nicht gut von „Würde" reden, wie unsere Vorfahren sie als Krongut von Männern und Frauen schätzten. Dennoch: der Begriff der „Würde" ist da und, wenn die akademische Definition seines Inhaltes (oder seiner Inhalte) sich vielfach mit seiner aktuellen Interpretation nicht deckt, scheint die Frage berechtigt: was hat Kurswert an ihrer Statt?

Es ist unzweifelhaft, daß früheren Generationen die Funktion des Begriffes „Würde" ein elementarer Bestandteil, wenn nicht gar das ordnende Prinzip ihrer sozialen Existenz war. Sie bemühten sich vielleicht weniger um seine Definition. Er war Teil ihres Fleisches und Blutes und wirkte geistig und seelisch als balanzierender Faktor in der Beziehung des Individuums zu seinem Ego und der Außenwelt zu diesem. „Würde" war einmal eine Eigenschaft des Selbstbewußtseins und die Form seiner Repräsentation nach außenhin, also Wirkung und Erscheinung, doch sie war gleichzeitig eine imputierte Qualität von unbelebten Objekten, von gewissen Bauwerken, Einrichtungen, künstlerischen Hervorbringungen u. a. Der Mensch war sich seiner „Würde" bewußt als Bürger, Gatte, Vater, Meister in seinem Gewerbe, als Vertreter eines amtlichen Auftrages, etc. Seine „Würde" reflektierte die „Würde", die er selber respektierte, wo Respekt erwartet wurde: zum Beispiel in der Kirche, vor Gericht, vor dem Staatsoberhaupt und dessen Beauftragten, was am Ende einer Sanktion seiner eigenen zugute kam. Ob ererbter Brauch, traditionell-konventionelle Etikette, überkommener Glaube an irgendwelche Symbole bestimmte Gefühle in ihm weckten, mochten diese Ehrfurcht, Frömmigkeit, Angst oder jubilierende Freude sein, sie instrumentierten die innere und die äußere Haltung des Menschen in gewissen Situationen und gewisen Personen und Dingen gegenüber. Er benahm sich „würdig" vor der ihm begegnenden „Würde", gemäß seiner eigenen, ob diese nun instinktiv oder bewußt vorhandenen Regeln gemäß, in ihm wirkte.

In Zeiten, da „Würde" eine essentielle Qualität des gesellschaftlichen Verhaltens bedeutet, ist der Mensch nicht der Unsicherheit seines eigenen Kriteriums überlassen, wie er sich gegebenenfalls verhalten solle oder

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

müsse. Maß und Form seiner sozialen Koexistenz sind gesetzt und liefern einer persönlichen Selbstbewertung Richtlinien, welche bloß durch Rebellion gegen sie übersprungen werden können. Diese letztere mochte unter Umständen „Fortschritt" verheißen, wenn sie einem subkutan vorhandenen, doch allgemein noch unbewußten Bedürfnis nach einer Veränderung von sozialen Fügungen entsprach, und eine evolutionistische Überleitung von alten zu neuen Inhalten und Formen zustandebrachte, um der „Würde" des Neuen die einleuchtende Bedeutung von im Ablauf der Zeit Begründetem zu sichern.

Das letztere ist bei „Umstürzen" selten der Fall. Eine aus der erschütterten Bewertung der gestürzten Vergangenheit genährte Skepsis verringert eine förderliche Respektdistanz zwischen dem Anerkennung heischenden neuen Kurs ethischer, politischer oder ästhetischer Einführungen zugunsten einer usurpierten Freiheit persönlich-kritischen Urteilens, das vielfach nur aus oberflächlich Sichtbarem folgert, ohne Wurzeln und Zusammenhänge zu beachten und zu prüfen.

Die römische Toga hatte ihre klimatisch empfohlene und durch eine Entwicklung legitimierte Existenzberechtigung auf dem Forum der Antike, wo eine heroisch-dramatische Auffassung staatswichtiger Verkündigungen ihren Faltenwurf mit rhetorischem Pathos harmonisierte und eine überragende Symbolisierung von Ämtern, Persönlichkeiten und die unmittelbar wirksame akustische Inszenierung ihres Auftretens förderte. Die Toga — ob praetexta oder nicht — hätte späteren Epochen — und nicht zuletzt in anderen Landstrichen unter verschiedenen klimatischen Bedingungen — bei ähnlichen, mehr oder weniger alltäglichen Anlässen, unzweckdienlich, ja lächerlich geschienen, weil gewisse Umstände und Entwicklungen andere überzeugende . . . Uniformen entwickelt hatten. Dennoch hat die Bildhauerkunst sich bis zum heutigen Tage ihrer bedient, um Repräsentanten von überragenden menschlichen Werten, zumal in der Region des gedanklich und künstlerisch Schöpferischen, in ihr darzustellen. Vielleicht um durch ein sozusagen symbolwerterprobtes Kostüm die durch weltpolitische und kulturelle Veränderungen nicht unterbrochene Existenz einer „klassischen" Würde zu betonen und damit zugleich einen von geänderten „Zeiten" unantastbaren Abstand zwischen den Mittlern und Überbringern metaphysisch inspirierter Botschaften, beziehungsweise Schöpfungen, und einer bloß rezeptiven Masse (im Alltagsgewand) zu unterstreichen. Die Toga ist ein zeitloses Symbol von „Würde", sozusagen an sich. Sie versinnbildlicht menschliche Qualitätsverschiedenheiten.

Primär gibt es keine andere „Gleichheit" als die des Seins, des Daseins. Was sich aus dieser entwickelt, erzeugt zwangsläufig Unterschiede, körperliche und geistige und in deren Folgen soziale, welche wir respektieren oder negieren können, ohne sie allerdings durch das letztere aus der Welt zu schaffen. Sie sind, um eine abgestandene Phrase zu gebrauchen, „in der Natur der Sache" begründet.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Unterschiede zwischen Menschen sind angeboren oder gezüchtet. Angeborene Würde der Erscheinung und des Auftretens erlaubt zunächst nur ästhetische, nicht moralische Schlüsse. Sie ist die Toga, hinter der . . . nichts stecken mag, doch es kann mitunter eine Weile dauern, bevor sich das erweist. Qualität in einer nicht adäquaten Körperform hat es viel schwerer im Ringen um Beachtung und Anerkennung. Sie ist der Inhalt, der sich seine Toga erkämpfen muß. Die unsichtbare Toga der öffentlich anerkannten „Würde" innerer Werte wird selten errungen ohne die überzeugenden Beweise von Leistungen, doch auch dann muß sie oft wieder verteidigt werden, denn — es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen.

Anders ist es mit jenen „Würden", welche eine Gesellschaft erfindet, systemisiert und verleiht, um die Koexistenz von Einzelwesen technisch organisieren und manipulieren zu können. Symbole und Kostüme dienen als Hilfsmittel bis zur Grenze ihrer aufreizend störenden Überbewertung durch ihre Inhaber und deren Tyrannis. Von der „Krone" bis zur „Waage der Gerechtigkeit" (unterstützt durch richterliche Amtsroben), von der militärischen Uniform bis zu der von Hotelportiers gibt es bekanntlich eine Vielfalt äußerlicher Zeichen zur Sicherung von „Amtswürde". Sie bestellen den Alltag gewissermaßen mit Wegweisern, um, was sie repräsentieren sollen, mit einem graduierten Respekt vor diesem zu synchronisieren. Der Bürger wird durch diese Symbole angehalten, ihre Träger oder Inhaber als Vertreter eines gesellschaftlichen Auftrages im Interesse einer allgemeinen Ordnung zu beachten und zu achten. Niemandes persönliches „Würde"-bewußtsein kann durch die Respektierung von „Amtswürden", die vom Gesetz beglaubigt sind, verringert werden, mag auch vielleicht Furcht vor Strafe der kalkulierte Mittler sein, um jene zu erzwingen. Man könnte also unterstellen, daß „Würde", die in gewissen sichtbaren, konventionell oder gesetzlich sanktionierten Formen manifestiert, ohne Prüfung anerkannt wird, während eine andere, die sich „nur" auf Eigenschaften von Persönlichkeit, Geist und Leistung beruft, eine Kritik nivellierend eitlen Selbstgefühls herausfordert, welche Anerkennung als freiwilligen Tribut vielleicht nur sehr bedingt gewährt oder gar widerborstig versagt, während sie die, bedroht von irgendwelchen peinlichen Konsequenzen, einem „Geßlerhut" nicht verweigern wird. Was kann man daraus schließen?

Jeder Mensch ist eine Botschaft an seine Mitmenschen. Es kommt nicht allein darauf an, wie sie sich meldet, sondern auch auf die innere Bereitschaft, sie zu empfangen. Nichts soll verhindern, sie nach der Begegnung mit ihr zu erörtern, zu analysieren, auf ihre Echtheit zu untersuchen, ihren Goldgehalt zu prüfen. Eines soll nicht geschehen: daß sie vorwegnehmend an Maßstäben des eigenen Ichs gemessen wird, um sich die Überzeugung zu sichern, daß man selber ein zumindest ebenbürtiger Gipfel von Erreichbarem ist. Die ganze Skala von . . . Neugier auf die Botschaft des unerkannten Mitmenschen soll mit ihrer eigenen

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

„Würde" bereitet sein, sich vor jener zu beugen, wenn sie sich überzeugend angeboten hat, ohne sie zu erniedrigen, wenn sie etwa hinter dieser Erwartung zurückgeblieben ist. Eine erhöhte Verantwortlichkeit für „Würde" an sich, der eigenen wie ihres Gegenstücks, das an sie appelliert, ist eines der Grundelemente gesteigerten Seins, das Zivilisation und Kultur als Menschheitserrungenschaften ehrt.

Es gibt aber leider noch eine andere, ziemlich häufige Reaktion auf das Phänomen des Mitmenschen und seiner Botschaft, ob diese nun persönlich oder durch das Medium von Büchern, Kunstwerken, Musik oder Ansprachen erfolgt: die der unmittelbaren, ja oft schon vorweggenommenen gereizten Replik, welche sich durch nichts „imponieren" läßt, nicht durch Persönlichkeit, triftiges Argument, neuartige Qualität oder eine Situation, die aus allgemeinen Nützlichkeits- oder „bloßen" Vernunftsgründen abwägendes Schweigen gebietet. (Hierher gehören überschätzte weltanschauliche, politische oder künstlerische Antagonismen.) Dieses Phänomen der überstürzten, hitzigen, ungeduldig erbitterten und die „Würde" seriöser Angebote (von Rede, Werk, Tat) attackierenden Einwürfe, bzw. Vor- und Nachreden, ist charakteristisch für unsere Zeit, in der die „Würde" des gelassen aufnehmenden Zuhörens in Mißkredit geraten oder verlernt oder noch nicht wiedererlernt worden zu sein scheint. Zugegeben, daß der Nachhall unterdrückter Meinungsäußerungen in der jüngsten Vergangenheit dafür verantwortlich gemacht werden könnte; doch nicht ganz und nicht jederzeit. Es handelt sich vielleicht auch um eine allzu impulsive Deutung „demokratischer Redefreiheit", die, unterstützt durch die modernen Vermittlungsbehelfe von Information (Radio, Fernsehen, Kino, nicht zu reden von den Zeitungen) aus einer generellen und oft oberflächlichen Informiertheit zum überheblichen Trugschluß einer umfassenden sachlichen Vertrautheit mit allem und jedem gelangt und glaubt — man möchte sagen — universale Urteilsfähigkeit als Freipaß einer „Gleichheit" und „Ebenbürtigkeit" der „Würde" selbst der ungewöhnlichsten Darbietungen von Persönlichkeit, Ideen und Leistungen entgegenhalten zu können. Ein usurpierter „Marschallstab im Tornister" läßt viele sich „Marschall" fühlen, die . . . es nicht einmal bis zum Korporal gebracht haben.

Nichts kann gegen ein zeitgenössisches demokratisches Gleichberechtigungsgefühl aller (im Rahmen der gesetzlichen Begrenzungen) ins Treffen geführt werden als das Argument, daß es eine Illusion ist, wenn positives Wissen, fachmännische Erfahrung, denkerische oder künstlerische Verkündigungen (metaphysisch verankert wie alles Schöpferische) sich als Maßstäbe von Qualitäten, von Wert und Unwert anbieten. Und wir wollen auch die „Weisheit des Alters" hier nicht vergessen. Man könnte es paradox ausdrücken: die unsichtbare Toga der „Würde" der Berufenen und Begnadeten ist eine Aureole, die erfühlt werden muß; es gibt keine „demokratische Gleichheit" vor ihr, höchstens eine Ebenbürtigkeit Ebenbürtiger in der gleichen Sphäre des Besonderen, des Un-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

gewöhnlichen. Wirkliche geistige Größe ist immer individuell und in ihrer Art jeweils einzigartig.

Doch gerade ihr gegenüber herrscht auf seiten der Anderen, der Angesprochenen, oft ein peinlicher Mangel an abwartender Demut der Hör- und Lernbereitschaft, des Verstehenwollens von Nochnichtverstandenem, und eine Unwilligkeit der Eindämmung einer, wenn auch kritikberechtigten, Selbsteinschätzung der Urteilsfähigkeit, welche, scheinbar grundsätzlich von Skepsis und Aggressivität erfüllt, im voraus, möchte man sagen, schon die bloße Möglichkeit von etwas ihr Überlegenem (Erfahrung, originelles Denken, profundes Wissen und die elementare Neuartigkeit künstlerischer Schöpfung) negiert oder lächerlich zu machen sucht. Es mangelt (moralisch gesehen) — oft programmatisch — an einer Art von freiwillig sich bescheidender Unterordnung des „Schülers" unter die Autorität des „Lehrers", die ja nur temporär zu sein braucht bis bessere Erkenntnisse den „Lehrer" vielleicht überholt haben. „Schüler" (Adept) eines „Meisters" zu sein, war in vergangenen Jahrhunderten fast einem Ordensprivileg mit einer eigenen „Würde" gleich. Heute scheint eine ähnliche Stufung (metaphorisch) als eine Preisgabe des eigenen Persönlichkeitswertbewußtseins geringgeschätzt zu werden. Apostoltum, nicht zu verwechseln mit politischem Partisanentum, ist in Mißkredit geraten. Karrieren beginnen mit einem selbstimputierten Meisterrang. Es bedarf fallweise tatsächlich hollywoodischer Propagandafanfaren, um ungewöhnlichen Erscheinungen die Beachtung und das Ansehen zu verschaffen, die ihnen gebühren, weil Durchschnittlichkeit sich eine „Würde" anmaßt, die sich zumeist auf nichts als auf ein Majoritätsprinzip (der Indifferenz) stützt und aus diesem fallweise die Konsequenz von Brutalisierungen im weitesten wie im engsten Sinne folgert. Suggestive Suada überwiegt das wohlerwogene Argument, Schein und Verkäuflichkeit siegen über Qualität, platte Zweckdienlichkeit triumphiert über zeitlose Schönheit und der Knüppel usurpierer „Macht" über die Legitimität von Besinnung, bedächtiger Prüfung von Gegebenheiten und, was sich aus ihnen entwickeln läßt.

Doch es ist nicht immer eine „Majorität", die Besserwissen und Mehrverstehen der „Sprache der Zeit" für sich beansprucht und dementsprechend Lärm schlägt. Hierher gehören jene bilderstürmenden Minoritäten, die einerseits das Gegenwärtige um jeden Preis gegen Werte der Vergangenheit ausspielen oder ein von ihnen ausgedachtes „Programm" für morgen gegen die Gegenwart, obzwar beide, Vergangenheit wie Gegenwart, Werte enthalten mögen, ohne die ein „morgen" überhaupt unmöglich wäre. Hierher gehören, von allem politischen Radikalismus abgesehen, die Programme von fragwürdigen „Richtungen"; „Sezessionen", „Avantgarden", etc., die ent-würdigen (Perioden, Menschen, Werke), bevor sie selber den Nachweis einer eigenen „Würde" ihrer Existenzfähigkeit, wenn auch nur als „Mode einer Saison" erbracht haben.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Das gleiche gilt für Lebensstilformen im allgemeinen, individuelle Repräsentation, Demonstration von Gefühl, etc., die alle, evolutionistisch gesehen, ihre in bestimmten Situationen begründete Berechtigung und „Würde" haben und via facti immer nur temporär und gruppenweise außer Kurs gesetzt werden können; denn es gibt, sozusagen, psychochemische Elemente der sozialen Koexistenz, die in jeder „Gesellschaft" unentbehrlich sind, wie die Vitamine im menschlichen Körper, und in Manifestationen sichtbar werden, welche, man mag sie „konventionell" schelten, trotzdem lebensessentiell sind.

Gewisse, möglicherweise in einem elementaren Erlebnisverlangen verwurzelte, Symbole des gegenständlichen Ausdruckes von „Würde" oder Signale ihrer unfaßbaren Gegenwärtigkeit erhalten sich sonderbarerweise unverändert und unabhängig vom Wandel der Anschauungen, der Moden und „fortschrittlichen" Neueinführungen. Zum Beispiel: Fahnen, (farbige wie schwarze), silberne Fanfaren, Glockengeläute, Böllerschüsse, Schiffsirenen, Bouquete, Kränze und vielleicht auch das Zeichen zum Beginn einer Theatervorstellung (Glocke oder Hammerschlag) als Aufforderung, eine „Würde" des Augenblickes (mag auch eine größere Zeitspanne gemeint sein) zu erleben, freudig erhoben, ergriffen, erschüttert und auf alle Fälle von respektvoller Erwartung erfüllt. Und sie erzwingen diesen Respekt, das heißt einen Aufschwung des Gefühls und (momentan zumindest) eine Drosselung des präpotentesten Egos. Wieso und warum in unserer so geschundenen Zeit, da der Mißbrauch dieser Requisiten für üble Zwecke sie zumindest mißtrauischer Skepsis aussetzen sollte? Vielleicht ist es so, daß sie einen in jedem Menschen vorhandenen, metaphysisch inspirierten, oft vergessenen oder unterdrückten Impuls entriegeln helfen, den das individuelle Gefühl registrieren muß wie ein Seismograph ein fernes Beben, bevor es in einen üblichen Zynismus zu entrinnen vermag.

„Liebe" in allen ihren Nuancen ist die lieblichste Blüte der menschlichen Seele und, wo sie sich offenbart, durchbricht sie die Barrikaden programmatischer Normen von Tradition und mondainen Konventionen, ohne zu zerstören, was wert ist, erhalten zu bleiben. Sie verehrt, wo Verehrung geboten ist. Die Bereitschaft, zu lieben, das heißt sich beeindrucken zu lassen, um aus der Enge des Ichs in die Umarmung des Du zu finden, öffnet die Tore einer umfassenden Erlebnisfähigkeit, die schon im bloßen Da-sein, im Lebendigsein, im Mensch sein, die unsichtbare Toga einer „Würde" erfühlt, und zu Selbstbescheidung verpflichtet, wenn diese in auserwählten Gestalten und ihren Botschaften sichtbar und hörbar in Erscheinung tritt. Demut vor ihr, auf solche Weise belohnt, hat Menschen seit je und je besser gemacht, als sie vorher gewesen.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Moralismus und Realismus in der Politik erscheinen oft wie feindliche Brüder. In einem sehr lesenswerten Aufsatz (*„Zeitschrift für evangelische Ethik"*, 1/59) schiebt Ludwig Freund, unseren Lesern durch kritische und tiefschürfend konservative Beiträge bekannt, das Wechselspiel zwischen ihnen in den Vordergrund der Diskussion:

„Die Dichotomie oder Antinomie von „Moralismus" und Realismus" in der Politik ist wahrscheinlich das grundsätzliche Problem auch der Demokratie. Die Demokratie als solche ist natürlich eine Folge der kontinuierlichen moralischen Forderung nach mehr Gerechtigkeit, Freiheit und Gleichheit in den politischen Formen der Herrschaft. Aber die Geschichte der Französischen Revolution ist nicht die einzige, die beweist, daß die „Moralisten" sich in blutrünstige „Realisten" verwandeln können, sobald sie im Besitz der Macht sind . . . Aber die bloße Fassade der Demokratie und selbst deren dauernde Einrichtung beseitigen nicht die fundamentale Scheidung der Geister, der Charaktere und Meinungen. Überall gibt es „Moralisten" und „Pragmatisten" der Politik. Der durchaus entscheidende Unterschied ist dennoch die Möglichkeit freier Entfaltung moralischer Prinzipien im Volke und in der Erziehung auf der einen, ihrer systematischen Verkümmerung und Behinderung auf der anderen Seite.

Das Wesen der demokratischen Staatskunst scheint mir demnach im ständigen, schwierigen und opferreichen Kompromiß zwischen „Moralisten" und „Pragmatisten" zu liegen. Den Meinungsstreit zwischen ihnen auflösen, hieße doch, den Sieg der einen Partei durch die terroristische Vernichtung der anderen erkaufen. Die professionellen Utilitaristen oder Pragmatisten in den verantwortlichen Regierungsstellen, denen die Verteidigung der Macht, des Interesses und der Sicherheit des Landes aufgegeben ist, werden oft ungeduldig in Bezug auf die moralischen, das relative Recht anderer Menschen, Stände oder Staaten wägenden Bedenken von Kreisen, die meist keine direkte politische Verantwortung tragen, aber durch das Mittel der öffentlichen Meinungsäußerung in der Demokratie oder in irgendeinem anderen, mehr oder weniger freiheitlichen, System Berücksichtigung ihrer Gesichtspunkte erzwingen.

Die Moralisten ihrerseits möchten den Himmel stürmen und die Perfektion des Menschengeschlechtes lieber heute als morgen herbeiführen. Sie machen die Rechnung ohne die anderen Menschen und — man darf hinzufügen — ohne tiefe Kenntnis ihrer eigenen sowie der Menschennatur überhaupt. Der „kontemplative Mensch" stellt nicht die Norm für den politisch handelnden Menschen dar. Wo aber der dynamische „moralische Mensch" zum politischen Akteur wird, da ist er stets der mehr oder weniger einsame Mensch in der Krisensituation, der moralische Held, der Märtyrer, den die „Meute" jagd und verfolgt — der Mensch mit einem positiven Begriff der Freiheit, der Schmach und Fesseln erträgt, weil die innere Würde und Freiheit ihm wichtiger dünken als sein eigenes äußeres Schicksal.

Solche Menschen sind rar. Sie sollten nicht verwechselt werden mit denen, die ihr eigenes rassisches Minderheits-, ihr konfessionelles, ihr Standes- oder ihr nationales Interesse mit Prinzipien überzeitlicher Gerechtigkeit verwechseln, aber niemals freiwillige, von innen diktierte (denn da liegt der moralische Akzent!) Opfer für andere Menschen oder im Dienste höherer oder jedenfalls überindividueller Zwecke zu bringen geneigt sind."

Dr. Gertrud Luckner und ihr Kreis zählt zu diesen raren Menschen. Die

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

neueste Nummer ihres *„Freiburger Rundbrief"* (41/44), der die Freundschaft zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk fördern will, enthält unter anderem einen Versuch des Zürcher Juristen K. S. Bader über die Möglichkeiten strafrechtlichen Schutzes gegen Antisemitismus. Der Gelehrte steuert sorgfältig zwischen dem Übel der Sondertatbestände und Radbruchs Forderung, „Keine Toleranz den Intoleranten!", hindurch, und gelangt schließlich zu dem weisen Ergebnis:

„Wir sprachen vorhin vom Wortschatz des Unmenschen. Der Studienrat Zind ist zu Gefängnis verurteilt worden, weil er fand, daß ‚leider' nicht alle Juden vergast worden seien. Das Urteil war mutig und gerecht. Es sollte aber nicht bei diesem Urteil bleiben. Sollten wir nicht Worte wie ‚vergasen' aus unserem Sprachschatz tilgen? Das Wort hat, leider, eine Art halbamtlichen Charakters angenommen. In einem — natürlich spaßhaften — Gespräch meinte vor kurzem ein Mann, der sich bester Beziehungen zu deutschen Zeitgrößen rühmt, es müßten ‚alle Juristen vergast' werden; er war freundlicherweise bereit, mich auszunehmen! Natürlich nur ein Scherz. Aber welch ein Scherz! Es soll auch einen ‚Halbstarkenschlager' geben, dessen Refrain lautet: ‚Oma und Opa sind glücklich vergast . . .' Im täglichen Gespräch zwischen guten Bekannten kehren derlei Redensarten täglich wieder. Wollen wir unsern Sprachschatz mit dem Strafgesetzbuch reinigen oder nicht lieber besser auf uns achten? Wer wissen will, was alles dazugehört, möge in H. G. Adlers ‚Theresienstadt' das SS-Vokabular nachlesen. Das bedeutet aber: mit dem Kampf gegen den Antisemitismus ist es nicht getan. Es fängt alles viel früher an und geht über den so klein gewordenen Kreis jüdischer Mitbürger weit hinaus. Jede Diskriminierung menschlicher Gruppen, auch der Bibelforscher, Dienstverweigerer, mit denen ein maßgeblicher Politiker ‚schon fertig werden' wollte, der Flüchtlinge und ‚Reing'schmeckten', die in Gedanken und Worten auch schon ‚vergast' worden sind, ist von gleichem Übel. Die ‚Wochen der Brüderlichkeit' müßten auf das ganze Jahr ausgedehnt werden. Es geht um die entscheidende Besserung zwischenmenschlicher Beziehungen, die das ganze Jahr und das ganze Leben über bedacht und gehütet werden müssen. Wie ärmlich aber stehen wir mit unserem Strafrecht da: *sollen wir Liebe mit Strafe erzwingen?*

Wenn jeder, aber auch jeder, der zum Schutze gegen Störungen menschlicher Beziehungen nach Gesetzgeber und Richter ruft, jenen ‚Hitler in uns' bekämpft, den er bei sich und seinen Nächsten trifft: dann ist mehr getan, als mit der juristischen Präzisierung von Straftatbeständen. Den strafrechtlichen Schutz gegen Antisemitismus wollen wir im Rahmen dessen, was er zu bieten vermag und zu großen Teilen bereits bietet, zu dem machen, was er ist: zum *ultimum* remedium."

Wie richtig diese Forderung Baders ist; aber auch wie fragwürdig ihre Durchsetzung in der Praxis, zeigte unlängst ein Stuttgarter Gerichtsfall. Dort hatte sich ein beamteter Anwärter auf ein europäisches Amt einer polnischen Sprachlehrerin gegenüber ebenfalls „im Scherz" so geäußert. Das Gericht ließ den Scherz gelten, und man hat nichts davon gehört, daß die europäische Öffentlichkeit vor diesem würdigen Vertreter Deutschlands verschont geblieben wäre.

Gegen den „Hitler in uns selbst" haben Jakob Lehmann und Hermann Glaser im Verlag Diesterweg das Heft 4 der Reihe *„Mosaik"* zusammengestellt: „Unsere Texte wollen das Vermächtnis einer Jugend wachhalten, die Feme und Verfolgung, Leid und Tod auf sich nahm und im Aufstand gegen ihre Zeit, ganz auf sich selbst gestellt, inmitten einer Zeit der tiefsten Verfinsterung Lichter des Glaubens, der Verantwortung und der Wahrheit ansteckte, die nie mehr verlöschen dürfen." Die Auswahl der Texte ist gut getroffen, das Heft eine Publikation, die breitere Öffentlichkeit verdient. *Harry Pross*

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

THEATER-RUNDSCHAU

In dieser Spielzeit wird von einer ganzen Reihe westdeutscher Bühnen das Stück eines Nachwuchsautors gegeben, das — schon als Hörspiel mit dem Preis der Kriegsblinden ausgezeichnet — 1956 den Gerhart-Hauptmann-Preis der Berliner Freien Volksbühne erhielt: *„Philemon und Baukis"* von *Leopold Ahlsen*. Leider hat dieser Erfolg nicht nur einen künstlerischen, sondern auch einen politischen Aspekt, der eine kritische Auseinandersetzung nötig macht.

Philemon und Baukis, zwei Gestalten der griechischen Mythologie, die sich inmitten einer schuldigen Welt ihr reines Menschentum bewahren, haben schon mehrfach als literarische Anregung gedient. In den „Metamorphosen" des Ovid bewirten sie die Götter und dürfen dafür im Tode, zu Bäumen verwandelt, beieinander bleiben. Bei Goethe im Faust II werden sie „weggeräumt", weil sie fragen, ob des Magiers großes Werk der Landgewinnung mit Menschenopfern nicht zu hoch bezahlt ist.

Ahlsens Paar lebt im Griechenland des Zweiten Weltkrieges. Sie bewirten keine Götter, sondern gewähren zwei deutschen Soldaten, von denen einer schwer verwundet ist, Unterschlupf auf der Flucht, und die Bäume, zu denen auch sie zuletzt müssen, sind nur die Galgen, an die man sie hängen wird. Denn um das Leben ihrer heimlichen Gäste nicht zu gefährden, verschweigen sie den eigenen Leuten, daß die deutsche Besatzungsmacht eine Strafexpedition gegen das Partisanendorf plant, und werden so mitschuldig am Tod der Opfer, die ihre spätere Warnung nicht mehr erreicht. So die Fabel.

Hier konnte es also nicht um Goethes Frage gehen, ob ein friedliches Werk mit blutigen Opfern begründet werden darf. Was sich damals abspielte, war ein Kampf auf Tod und Leben, der keine Wahl in den Mitteln ließ. Es ging um die Vertreibung der feindlichen Eindringlinge, gegen deren Gewehre nichts helfen konnte als wieder Gewehre. Das galt es im Stück deutlich zu machen.

Aber hilft der Autor jene tragische Situation erhellen, die zwingt, im Namen des Lebens zu töten? Zeigt er uns, wie Menschenliebe und subjektiver guter Wille, wenn sie politisch nicht konkretisiert werden, objektiv in eine Unterstützung der Unmenschlichkeit umschlagen und sich selbst ad absurdum führen können? Nichts von alledem.

Weit entfernt davon, eine solche Perspektive auf die Handlung zu geben, die über die Einsichten des greisen Paares hinausweisen und erklären würde, an welchem Irrtum sie scheitern mußten, identifiziert sich Ahlsen kritiklos mit dem Vorgang. Der aber reduziert sich am Ende nur auf das wohlfeil erfundene factum, daß ein griechiches Ehepaar von griechischen Partisanen in unnötiger Grausamkeit mit dem Tod bestraft wird, nur weil es zwei bedauernswerten deutschen Soldaten Gastrecht gewährte; und als Märtyrer gehen die beiden alten Leute zum Schluß vor den Augen eines gerührten deutschen Publikums Hand in Hand in den Tod.

Hier aber beginnen unsere Einwände, denn so ergreifend das ist, so bedenklich ist es auch, weil das Stück um so sicherer zu falschen Schlüssen im Politischen führen muß, je mehr sein Autor darauf beharrt, es auszusparen. Der Versuch, das „rein Menschliche" dieser Angelegenheit zu zeigen und ihren politischen Charakter zu unterschlagen, bedeutet nichts anderes, als einen Teil der Wahrheit zu unterschlagen.

Wenn Ahlsen ein Grieche wäre, blieben zwar unsere Bedenken, vor allem gegen eine Aufführung des Stücks in Deutschland, bestehen, aber man könnte es noch hinnehmen. Aber nur ein Angehöriger des griechischen Volkes hat ein Recht, so zu sprechen.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Selbst wenn wir Ahlsen seine gute Absicht glauben wollen, bleiben die naive Unbekümmertheit, die Taktlosigkeit erschütternd, mit der man heute in Deutschland den von Deutschland Überfallenen Versöhnung aufnötigt. Der Ton bleibt falsch, so bieder er klingt.

Ahlsen macht sich seine Griechen so zurecht, wie er sie braucht, und legt ihnen die Antworten in den Mund, die man hierzulande hören will. So stellt sich dieser Autor die Völkerverständigung vor. Es ist nicht Selbsterkenntnis, sondern Selbstbetrug, wozu er uns verhilft. Gerade uns, die wir mit unserer eigenen Vergangenheit noch so wenig im Reinen sind, kommt es zu allerletzt zu, über andere zu urteilen oder ihnen zu verzeihen. Wenn es Ahlsens so sehr um Menschlichkeit und Versöhnung der Völker ging, hätte er wohl eine moralisch weniger bequeme Situation für Deutsche finden können. Haben nicht zahllose Deutsche und Ausländer mit dem Tode bezahlt, weil sie an den Verbrechen des nationalsozialistischen Unrechtsstaates nicht mitschuldig werden wollten und menschlich handelten, als Unmenschlichkeit Gesetz war?

Die Beispiele bieten sich an, an denen die mythologische Fabel für die Gegenwart gültig abzuwandeln wäre. Aber das große Thema unserer eigenen Schuld ist bekanntlich noch immer für viele Menschen tabu. Wer dennoch davon zu sprechen wagt, riskiert den Vorwurf, er habe „das eigene Nest beschmutzt" und sei „kein anständiger Deutscher" mehr. So einer Gefahr hat sich Ahlsen garnicht erst ausgesetzt, er führt sich beim Publikum geschickter ein.

Seine Baukis schimpft schon auf die Partisanen, wenn gerade der Vorhang hochgeht. Ihr „paßt es nicht", „die Leute hier zu haben", denn „sicher machen sie wieder ihre Sachen", bemerkt sie so unklar wie abfällig und läßt keinen Zweifel daran, daß sie das alles nicht billigt.

Wie überflüssig der Partisanenkampf nach seinem von keinem Griechen erbetenen Urteil war, erklärt der Autor überdies sehr deutlich. „Können die Unseren nicht warten? In zwei Wochen kommen die Engländer", läßt er die Braut eines Partisanen sagen, die es eigentlich besser wissen müßte. Und damit auch jeder begreift, wundert sie sich später noch einmal ausführlich: „Was haben die bloß, die Deutschen ziehen doch ohnehin ab."

So einfach war das. Also: Was mögen die nur gehabt haben? Aber Ahlsen hat auch darauf eine Antwort: Spaß. Spaß werden sie gehabt haben an der Partisanenspielerei.

Seine Griechen sind nämlich alle ein wenig kindisch und drücken sich auch entsprechend aus. „Das wird eine dumme Geschichte geben", läßt sich der alte Philemon vernehmen, als er davon hört, daß die deutschen Panzer in das Dorf rollen, in dem, wie er weiß, die Geiselerschießung stattfinden soll. Es ist wirklich eine sehr dumme Geschichte.

Der Partisan Alexandros, der dem Massaker mit knapper Not entkommen ist, sagt zu seiner Braut — wieder recht undeutlich, daß man fast den Eindruck hat, nicht die Deutschen, sondern die Partisanen hätten das Blutbad angerichtet: „Was ich heute gesehen habe — ich habe keinen Spaß mehr daran". Er hat keinen Spaß mehr daran! Vor der Exekution der Alten wirft er dann auch sein Gewehr weg und desertiert aus Protest, begleitet von den Sympathien der deutschen Zuschauer. So beweist der Autor durch ein ganzes Stück, wie wenig er den Stoff geistig verarbeitet hat, über den er schreibt. Aber seine Naivität ist immer von der Art, die sich bezahlt macht. Ahlsen erklärt die Ausnahme zur Regel und vertauscht die Situationen. Er verlegt den Hitlerkrieg in ein Haus, das nicht von dieser Welt ist. Von den Untaten der Hitlerarmee wird hier höchstens gesprochen, aber ihre Vertreter erscheinen in der durchaus untypischen Situation des Verwundeten und wehrlosen Flüchtlings, die ihnen sofort aller Mitleid und Sympathie sichert. Nur die Partisanen verkörpern sichtbar das gewalttätige Prinzip.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Wen könnte es nach alledem noch wundern: der Krieg wird wieder zum Schicksal, das man erdulden muß (und auf dessen harte Gesetze man sich notfalls immer herausreden kann).

Hier findet ein deutsches Publikum, das es nötig hat, endlich sein Alibi für die Jahre einer krampfhaft verdrängten Vergangenheit; indem es sich befriedigt bestätigen läßt, daß die Partisanen „auch" keine Engel waren, spricht es sich selber frei und wiederholt mit um so reinerem Gewissen sein altes Angebot, die Vergangenheit endlich ruhen zu lassen.

Das ist die wahre Ursache des außerordentlichen Beifalls für ein mittelmäßiges Stück. Die Beschränktheit der politischen Einsichten des Autors, der die Mentalität des Parketts nur reflektiert, erreicht mehr als jede raffinierte Berechnung. Sie ist in ihrer naiven Selbstgerechtigkeit erfolgssicherer, als irgendeine bewußte Spekulation es sein könnte, weil sie aus Überzeugung immer genau den falschen Ton trifft. Indem Ahlsen es seinem Publikum bequem macht, macht er es sich im Grunde selbst bequem. Daß er dabei guten Glaubens handelt, macht die Sache nur noch schlimmer.

Das Schlimmste ist, daß man ein solches Stück und seinen Erfolg in der Bundesrepublik schon für einen Beweis demokratischer Wandlung nimmt; daß man einen Autor, der so etwas schreibt, für „mutig" hält und ein Publikum, das ihm applaudiert, für „aufgeschlossen". Vor soviel Biedersinn packt einen das Grauen.

Gerhard Schoenberner

DE PROFUNDIS

Es schlafen nun für immer
die hundert Heißverliebten
tief unterm trocknen Erdreich.
Es hat ja Andalusien
endlose rote Wege,
und Córdoba hat grüne
Oliven, wo man ihnen
kann hundert Kreuze setzen,
um ihrer zu gedenken.
Es schlafen nun für immer
die hundert Heißverliebten.

Federico García Lorca

Aus: „Dichtung vom tiefinneren Sang", deutsch von Enrique Beck, Wiesbaden 1956, Insel-Verlag, 125 S. DM 9,80.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

OTTO V. TAUBE

In den Marken

Die Marken — man denkt bei diesem Namen unwillkürlich an die Mark Brandenburg, die Neumark, die Uckermark usw. — doch handelt sichs dieses Mal um „die Marken", wie jene mittelitalienische, an die Adria stoßende Landschaft heißt, die die einstige Mark Ancona und noch andere Gebiete umfaßt. Ihre seezugewandte Seite mit dem berühmten Wallfahrtsorte Loreto, der netten Provinzhauptstadt Macerata und dem in unermeßliche Weite über das fern leuchtende Meer weg blickenden Recanati, der Heimat des Dichters des „Unendlichen" Leopardi, habe ich als junger Bursch zu Fuß durchwandert zur lustigen Zeit der Weinlese. Jetzt ward ich in das Landinnere auf ein Gut eingeladen.

Es war nicht lange nach dem Ersten Weltkriege, da taten es mir die Gedichte eines noch unbekannten Italieners an, des Namens *Ugo Betti;* ich lobte sie in einer deutschen Zeitschrift. Mehr als dreißig Jahre vergingen, da klingelt der Fernsprecher in meinem Hause, und es meldet sich jemand mit „hier Betti". Ich stutze; ist doch in Deutschland „Betti" ein gebräuchlicher Frauenname, ich aber habe auf der ganzen Welt keine Base noch Muhme, die so hieße. Der Anredende merkte wohl, daß ich mich irgendwarum in Ungewißheit befand. „Ja", ergänzte er, *„Emilio Betti,* der Bruder von Ugo Betti, den Sie damals so schön gerühmt haben. Mein Bruder ist gestorben, und ich möchte Sie kennen lernen, um Ihnen für jenes verständnisvolle Wort zu danken."

Ich freute mich, sagte, ich sei nachmittags daheim, braute einen Tee und, durchweicht von strömendem Regen, erschienen bei mir Professor Betti und seine Frau. Es gab eine herzliche Unterhaltung, bei der sichs herausstellte, daß ausgerechnet am Ort, an dem ich bei meiner vorerwähnten Fußwanderung eine ausgelassene Stunde bei Kartenspiel und Wein mit Straßenarbeitern erlebt hatte, der Vater der Brüder Betti Kreisarzt gewesen war; dort also waren meinem Gaste Kinderjahre vergangen. Professor Emilio Betti lehrt römisches und bürgerliches Recht an der Universität Rom; er beherrscht unser Deutsch so vollkommen, daß er in deutschen Fachzeitschriften juristische Abhandlungen veröffentlicht und auf Deutsch gerade so frei wie in seiner Muttersprache Vorträge hält. Diese Vorträge aber handeln nicht von der Juristerei, sondern sind dem Andenken seines Bruders geweiht, dessen Dramen in das Deutsche übersetzt und, z. B. „Die Ziegeninsel", an deutschen Bühnen auch aufgeführt worden sind. Zweimal hörte ich solche Vorträge in München. Nach einem von diesen saßen wir — eine lustige zweisprachige Gesellschaft — in einer Weinstube zusammen, da sagte mir der Professor: „Wenn Sie wieder einmal nach Mittelitalien kommen und zwar zur

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Zeit meiner Ferien, besuchen Sie mich doch auf meinem Gut in den Marken." — „Wie kommt man hin?" frage ich. „Von der Schnellzugstation Foligno mit dem Bus bis Camerino. Dort hole ich Sie ab, falls Sie sich rechtzeitig ansagen."

Und so tat ich. Schon die Fahrt mit dem Bus aus dem sauberen, durch die Franziskuslegende bekannten Foligno war eine Freude. In Serpentinen ging es bergan aus der breiten umbrischen Ebene, dann durch ein schmales Tal, durch welches ein von Pappeln begleiteter Mühlbach floß; die Höhen bedeckte Eichwald über Haselgestrüpp; man hätte sich in Mitteldeutschland wähnen können, wäre man nicht immer wieder durch echt italienische engstraßige Ortschaften gefahren. Dann ging es über eine von abgeerntetem Acker bedeckte Hochebene — als wäre man in Württemberg auf den Feldern. Dann, jenseits der Wasserscheide, erschien nach langer Fahrt auf der Höhe das Nest Camerino, einst Sitz eines der wüstesten Tyrannengeschlechter der Renaissance, der Varano, jetzt Sitz einer einsamen, von keiner Bahnlinie berührten Universität, deren veterinärische Fakultät allerdings von Ruf ist. In Serpentinen geht es hinauf, dann hält der Bus auf dem Markte. Ich steige aus, sofort steht ein wohlerzogener Jüngling bei mir und fragt: „Sind Sie der Herr, den Professor Betti erwartet?" — „Ja". — „Ich bin Taxichauffeur, der Professor hat mich für Sie bestellt, setzen Sie sich zu mir in den Wagen."

Ich nahm Platz neben ihm, und nun ging es talab-talauf auf Zickzackwegen. Ich sah ein braunes, vom Sommer versengtes, abgeerntetes Gelände, eher schwermütig als heiter; als einziges Grün brombeerdurchwachsene Hecken und einige Pyramidenpappeln am Wege; doch auf den Höhen dunkle Eichenwälder. Der Chauffeur zeigt auf einem Landrücken ein gestrecktes, niedrig aussehendes Gebäude: „Das ist der Palazzo des Professors" — „Villa" bedeutet ja bei den Italienern nicht ein Haus, sondern das Landgut, das Herrenhaus darin heißt, wenn es groß ist, Palazzo; von den Parkanlagen der römischen Villen abgeleitet, nennt man im engeren Sinne eine kleine Baum- oder Gartenanlage am Palazzo „Villa" oder „Villetta." — „Und sehen Sie", fährt mein Fahrer fort, „diese Gestalt in weiß da droben, vor dem Hause, über den Hecken. Das ist entweder er oder sie, die nach Ihnen spähen."

Auf der Höhe des Landrückens angelangt, fuhr man erst der Rückseite des Hauses entlang, dann in scharfem Bogen in den Wirtschaftshof, den Brunnen und Viehtrog kennzeichneten, dann seitlich durch ein Gittertor vor die Haustür. Ein altes Wappen schmückte das Gitter. Es war das Wappen einer ausgestorbenen Grafenfamilie, aus der das Gut durch Erbgang an die Eltern des Professors gekommen war. Das Haus also war den Brüdern Betti Heimat geworden schon in ihrer Jugend.

Nur aus der Ferne wirkte das langgestreckte Haus als niedrig. Es bestand aus dem Erdgeschosse, das Vorratskammern und Weinkeller enthielt, und einem Oberstock. Der dreifenstrige Saal nahm dessen Mitte ein, links schloß sich daran das mir zugewiesene Zimmer, dahinter, auf

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

der anderen Seite des Hauses, getrennt von den vorderen Räumen durch einen Gang, befand sich die Bibliothek. Was mich sofort nach Betreten meines Zimmers ergriff, war der Blick aus dem Fenster. „Bin ich noch in Italien?" fragte ich mich, „das ist ja Spanien, die öde kahle Mondlandschaft Spaniens mit ihrer unendlichen Leere und Weiträumigkeit." — Camerino trotzig auf der Höhe mit der Cathedrale; sonst keine Ortschaft weit und breit, nur da und dort ein Baum. Und den Horizont abschließend ein Gebirge von einer Strenge und doch beseligenden Linienschönheit, gleich einer spanischen Sierra. Ich frage, wie das Gebirge heiße; und seltsam berührt mich der Name:
die sibyllinischen Berge.

Die Sibyllinen erheben sich bis zur Höhe von 2400 m. Der Professor schlug mir vor, wenn ich arbeiten wolle, sein Bibliothekzimmer zu benutzen; es blickte auf eichenbewaldete Höhen, die sich prachtvoll gegen das laute Blau des Himmels abhoben und in der Frühe rot übergossen waren von dem darüber fallenden Lichte. Ich aber arbeitete lieber angesichts jenes wunderbaren Gebirgszuges am Tisch vor meinem Fenster. Dieses Gebirge verlief in Hebungen und Senkungen, die man ablesen wollte wie die eines Hexameters oder absingen wie aus einem alten Antiphonar; und abends, wann das Licht der sinkenden Sonne es traf, verwandelte sich das ganze Gebirge in einen einzigen Wall von Rosenquarz. Frühmorgens, wann die Sonne noch hinter dem Gebirge stand, zeichnete es sich mit seinen Kammlinien dunkel von dem zitronengelben Himmel ab; und dann erstand darüber das strahlende Tagesgestirn und ließ tiefe, vom Licht noch nicht getroffene Gründe von den besonnten hellblauen Höhen und Hängen unterscheiden.

Aber auch sonst gewann ich mein hohes Zimmer lieb, mit dem einfachen alten Waschgestell und all dem Zubehör, wie ich es aus meiner Kindheit kannte. „Wo bin ich eigentlich?" fragte ich mich wieder. Ich hatte mich der Landschaft wegen in Spanien gewähnt. Doch wann ich den Nachmittagsschlummer auf meinem Bette hielt oder am Morgen die ersten Tagesgeräusche hörte, da wurde mir, als wäre ich ganz wo anders: in meinem Vaterhause, auf dem Gute fern im Norden, in Estland, in der Heimat. Denn nun hörte ich die allervertrautesten Laute, und nur sie allein: unter dem Fenster Hühnergegacker und Entengeschnatter — auch daheim hatte sich das Kinderzimmer über dem Geflügelhofe befunden — und aus Ställen das geliebte Muhen der Rinder. Verschont war ich vom neuzeitlichen Motorengeräusch; nur selten vernahm man solches in der Ferne.

Zwei Pachthöfe gehörten zum Gute, der eine Pächter bewirtschaftete 13 ha, der andere 11. Die Höfe lagen nachbarlich bei einander, gleich neben dem Herrenhause in Verlängerung von dessen Linie auf dem Hügelrücken. Das heutzutage so oft getrübte Verhältnis zwischen Gutsherrn und Pächter ist hier gut, weil hier kein Verwalter zwischen den beiden steht, der beide Teile übervorteilt, sondern der Herr sich selbst um Wirt-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

schaft und Menschen kümmert. Ich lernte beide Bauernfamilien kennen: das war ein schönes Volk, wie man es in den italienischen Großstädten leider schon nicht mehr findet, mit vielen Kindern; die Männer wohlerzogen und mit Haltung; die Mundart hat den weichen, angenehmen mittelitalienischen Klang. Während die Signora — die Gutsfrau — bedauerte, ihr Gatte lasse nichts am Herrenhause erneuern, fand ich die Ställe zum Teil in trefflichem Stand, zum Teil im Zustand der Ausbesserung: das Gebälk wurde erneuert, für Trockenheit, zweckmäßigen Jaucheabfluß gesorgt. Die Kosten dafür sind Sache des Herrn, der auch die Grund- und Umsatzsteuern trägt; die Pacht besteht darin, daß Herr und Pächter sich gleich zu gleich in die Ernten teilen. Prachtvoll gehalten war das schneeweiße Rindvieh, die Tiere werden allmorgendlich gebürstet und gestriegelt, als ob sie Rennpferde wären. Der Brunnen im Hofe erleichtert die Sauberkeit, die in wasserarmen Gegenden — auch in Deutschland, z. B. auf den Höhen des fränkischen Juras — nicht ermöglicht werden kann.

Im Hause wäre wirklich allerlei zu erneuern gewesen. Doch gerade das gab ihm einen bezaubernden altväterischen Stil. Die prunkvolle Tapete im Saal stammte aus dem vorigen Jahrhundert, die Wandmalereien im Eßzimmer, das sich gleich neben der Küche im Erdgeschosse befand, blätterten ab. Aber die Küche mit dem urväterlichen offenen Feuerherde heimelte an; da wollte man bleiben. Und Bettis tun das allwinterlich. Sie kommen auf das Gut, sobald sie nur können, auch in den Weihnachtstagen; da reichen elektrische Öfchen und Höhensonnen nicht aus, die Räume zu wärmen; da lebt man bäuerlich um den Herd in der Küche. Zwei Mägde besorgen den Haushalt; die eine ist auch in Rom bei der Herrschaft tätig, die andere wird für die Zeiten des Landaufenthaltes an Ort und Stelle gedungen. Zum angenehm einfachen Essen wird der eigene Rotwein getrunken. Zum ersten Frühstück überraschte mich Wurst, die nicht nach italienischem Salami schmeckte, sondern „norddeutsch", und nun gar roher Schinken, der sich in Westfalen hätte sehen lassen können: Ergebnis von Hausschlachtungen. Auch das Brot wird zu Hause gebacken; auf der dem Wirtschaftshofe entgegengesetzten Seite befindet sich die sogenannte „Villa", einige Reihen schattenspendender Roßkastanien; unter ihnen steht der Backofen; einmal die Woche prasselte darin Reisigfeuer; da konnte man sehen, wie das Brot von den Mägden hineingeschoben wurde, auch die zum Verzehr an Backtagen bereitete Pizza.

Die Tageseinteilung war zweckmäßig und angenehm; von 7 Uhr ab konnte man den Morgen-Milchkaffee genießen; der Hausherr, der sich schon um 5 Uhr erhob, hatte da schon längst gefrühstückt und saß an einem Tischchen, unter den Kastanien über Papier und Büchern. Ich erhielt die Frühkost allein vor dem Hause im Schatten einer Hecke; die Hausfrau, die ebenfalls schon gefrühstückt hatte, setzte sich manchmal zum Plaudern zu mir. Dann kam die Stunde, zu der der Herr sich

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

frei hielt; wir besuchten die Ställe, besahen die Felder, von denen einige einen weißen, andere einen braunen Boden hatten. Oder wir saßen zu dritt unter den Kastanien, und der Herr ließ sich von mir auf Deutsch Hölderlin, Hofmannsthal oder andere Dichter vorlesen. Und man sprach davon. „Ihr Hölderlin", sagte die Hausfrau, „mag ein großer Dichter gewesen sein. Als Menschen kann ich ihn nicht achten. Den Mann, der einen im Hause aufnimmt, betrügt man nicht mit dessen Frau. Daß sich der Herr von Gontard das gefallen ließ, war auch nicht gerade manneswürdig." — Nicht anders hätte mein Vater geurteilt.

Eines Vormittags erschien ein Gast, ein Rechtsanwalt aus Camerino, der sich eingehend mit der Agrarreform beschäftigt und über die zugehörigen Fragen sehr aufschlußreich zu sprechen wußte. Er sprach den Satz aus, daß überall, wo der Staat eingreife, das Pferd am Schwanze aufgezäumt werde, indessen Privatleute, wenn sie nicht nur Grund und Boden zur Parzellierung hergäben, sondern auch selbst die Siedelung einrichteten, manchmal gute Ergebnisse erzielten. Der Staat parzelliere den Grund und setze für den Bauern in eine jede Parzelle Haus und Stallung ein; der Siedler aber fühle sich einsam, werde unglücklich, verzehre oder verkaufe das ihm zugewiesene Vieh und lasse bei der ersten besten Gelegenheit das neue Eigentum fahren. Fürst Buoncompagni hingegen habe ein Gut, das er für Siedlungen hergegeben, zwar ebenfalls parzelliert und die Parzellen Eigentümern zugeteilt, die Häuser aber für alle in ein neues Dorf zusammengelegt, wo es Kneipe, Kino, Kaufläden usw. gebe; da seien die Leute zufrieden, auch wenn sie nach abgelegeneren Parzellen laufen müßten. Bei der Parzellierung eines anderen Gutes, auf dessen Gebiete alle Einwohner dank guter Berieselung das Wasser bisher umsonst erhalten hätten, habe die öffentliche Hand die Quelle in Eigenbesitz behalten und erhebe von den Neusiedlern Wassergeld. Zum Wochenende erschien auch ein ehemaliger Schüler des Professors, ein junger Jurist, der seinem Lehrer seine junge Frau vorstellen wollte — angenehme, heitere Hausgenossen.

Nach dem Mittag um ein Uhr und einer langen Ruhezeit gab es einen kleinen schwarzen Kaffee mit oder ohne Zutat, um sieben wurde zu Abend gegessen. Danach erging man sich vor dem Hause unter den Sternen und sah in der Ferne das leuchtende Camerino, dessen Kathedrale zu Ehren des Besuches eines südamerikanischen Bischofs, der ein ausgewanderter Sohn jener Stadt ist, angestrahlt wurde. Um halb zehn Uhr lag alles in den Betten. „Vielleicht läsen Sie noch etwas vor dem Schlafen?" fragt mich der Hausherr und drückt mir Fontanes „Stechlin" auf Deutsch in die Hand.

Einmal erlebte ich ein großartiges Gewitter über den Sibyllinen. Und dieses Gewitter hatte für mich eine beglückende Folge. Das elektrische Licht im Hause ging aus, und ehe fernher berufene Handwerker dem Schaden abhalfen, verstrichen zwei Tage. Da beleuchtete man sich mit Lampen; im Saale wurde eine solche abwechselnd von der Haus-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

frau und von mir benutzt. Zum Schlafengehen aber holte man sich den bereitgestellten Leuchter mit Kerze. Ich glaubte mich noch ganz in die selige Kindheit zurückversetzt, wann ich beim Zubettegehen meinen großen Schatten an der Wand beobachtete: dieses geheimnisvolle und manchmal lächerliche andere Ich.

Viele Stunden hatte ich für mich. Da ging ich über den Wirtschaftshof, blickte in die Ställe, sah den gebälkerneuernden Zimmerleuten zu, streichelte am Brunnen die weißen Rinder; der Fremde, der das tut, hat gleich einen Stein im Brett bei dem Bauern; „der fürchtet sich nicht vor dem Rinde", stellt jener mit Wohlwollen fest. Ach, da ist ja gar nichts zu fürchten: der große weiße Ochs mit den junonischen Augen ist sanft. Oder ich streune umher unter den Eichen; hier muß es im Frühling bezaubernd von Ginster und anderen Sträuchern blühen; jetzt sieht man nur da und dort eine Herbstzeitlose. Die Eichenstämme sind prachtvoll; an einem wollte ich messen, wieviele Umarmungen erforderlich seien, ihn zu fassen. Doch o Greuel! Ich war bedeckt von abscheulichen Ameisen, die zwischen seiner Rinde auf- und abstiegen; jetzt krabbelten sie mir in Ärmeln und Hemd. Eine zudringliche Fliegenart bevölkerte gleichfalls den Wald, vielleicht, weil er jedem Winde wehrte, während Herrenhaus und Ställe fliegenfrei waren. Kein Vogellaut im Walde außer dem gehässigen Gekreisch des Eichelhähers; die gebildeten Italiener verabscheuen meist den berüchtigten Vogelmord, der Bauer und der Spießer sind aber nicht glücklich, wenn sie nicht knallen können. Jetzt war der Vogelzug vorüber, nur einige nachzüglerische Schwalben sah man noch.

Bekümmert stellte ich auf diesen Gängen die Schäden des Winters von 1955 auf 1956 fest: ich zählte in den Ölhainen die Bäume, die rettungslos abgefroren waren, und die, aus deren Wurzeln neue Schößlinge aufsprangen. „Wie lange", fragte ich die Bauern, „wird es dauern, bis diese Reiser wieder Frucht tragen können?" Man rechnet mit zehn bis zwanzig Jahren, und an erhaltenen Bäumen sah ich keinen! Daß mein Fenster zunächst auf einen solchen abgestorbenen Ölgrund hinaussah, aus dem die knorrigen Stämme laublos, gleich sich ringelnden Gerippen vorweltlicher Tiere erstanden, trug wohl dazu bei, dieses Land so schwermütig erscheinen zu lassen. Hätte Ölgrau darüber geschleiert, hätte ich mich wohl nicht auf der castilianischen Meseta gewähnt. Doch war dieser Blick aus meinem Fenster mächtig dank seiner Weite und dank dieser vielleicht auch so geistig. Mir war es oft, wie wenn die zu jeder Stunde von anderer Schönheit begnadeten Sibyllinen sich in mir geradezu zu wiederholen begannen, als ob mein flüssiges Blut in denselben Rhythmen schlage wie ihre starren, abends rosenquarzigen Wellenkämme.

Die sibyllinischen Berge, ich hab sie gelesen,
Die sibyllinischen Bücher, ich hab sie geschaut.
Vor dem geheimen sibyllinischen Wesen
Hat mir gegraut.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Doch aus dem Grauen ist mir eine Gnade geflossen,
Nicht mehr ficht jenes mich an, seit ich diese genossen:
Seit ich in mich getrunken habe die Helle
Sibyllinischer Quelle.

Dort, in dem ehrwürdigen Gutshaus von Camorciano, begann ich endlich auch den Dichter zu verstehen, der gleich seinem Bruder, meinem Gastfreund, Heimat in ihm gehabt hatte. Der Hausherr hatte mir Ugo Bettis Dramen gegeben, und ich hatte aus dem unausgesprochenen Wunsche verstanden, daß ich mich in sie versenken sollte. Ihnen gehörten die Stunden an meinem Fenster oder im Saal an der Lampe. Ich begriff, wie schwer Ugo Bettis Dramen aufzuführen sind. Auch er hatte die Rechte studiert; er hatte lange Jahre als Amtsrichter in Parma verbracht. Das richterliche Erleben war sein großes Erlebnis geworden. Fast alle seine Dramen sind beherrscht vom Gedanken der Sühne, der Sühnepflicht nicht nur des Missetäters und der von Haß und Klatsch zersetzten Gesellschaft, sondern gerade auch des Richters; hat jemand sich strafbar gemacht, so hat auch der rechtsprechende Richter zu sühnen, da auch er nicht gerecht ist. So gibt es denn auf Erden nur eine Lösung: die gegenseitige Vergebung. Der Schlußabsatz von Ugo Bettis postum veröffentlichter Abhandlung „Religion und Theater" (erschienen in der Sammlung „Fuochi" des Verlages Morcelliana, Brescia 1957) enthält den für die Kenntnis des Dichters aufschlußreichen Satz: „In der Seele des Ungerechten, gerade auch des Richters, der die Gerechtigkeit verkehrt, entdecken wir, daß er selbst nicht wird atmen und überleben können ohne eine Gerechtigkeit." Schwer sind diese Stücke auf der Bühne darzustellen, denn die Menschen, die dort auftreten, der Gendarm, der Missetäter, die togatragenden Richter und die bösartigen schwachen Bürger, sie treten nicht auf als naturgetreue, nach Vorbildern abkonterfeite Menschen, sondern als Vertreter überpersönlicher Verkettungen. Ich dachte oft an Ibsens „Baumeister Solness", dessen leiblicher Sturz vom Turm einen geistigen Vorgang versinnbildlichen soll, woran ich schon als Schulbub Anstoß nahm. Denn dort klaffen beide Vorgänge auseinander: Der Solness ist so sehr ein psychologisch gedachtes Menschenkind von Fleisch und Blut, daß sein Drang turmaufwärts einem nur als eine fixe Idee und ebensowenig sein Sturz einem als Symbole erscheinen können. Bei Betti aber ist die Darstellung einer zwielichtigen Welt gelungen, einer unrealen Welt, in der der Carabiniere kein beliebiger Pietro oder Paolo ist, sondern ein menschliches Urbild. Das Mißverstehen seiner Stücke und die Erfolglosigkeit ihrer Aufführungen liegt daran, daß man sie als Dramen einer veristischen-italienischen Umwelt mißversteht. Gerade dem italienischen Alltag sind sie fern. Man sollte sie wie etwa Strindbergs „Gespenstersonate" spielen. Deutlich merkt man den Anhauch Maeterlinks und eine heimlich wirkende, von keinem System beengte Christlichkeit, aus der Ugo Betti einmal die ungeheuere Forderung erhoben hat, daß das Theater die Menschen nicht zu rühren, sondern ihren Wandel zu ändern habe.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

HUGO HARTUNG

Das Denkmal

„Nach menschlichem Ermessen kann nichts passieren", sagte Oberfeldarzt Dr. Wolgrass — natürlich nannten ihn alle im Lazarett ‚Wollgras' — und nahm in der ersten Reihe Platz.

Die Flagge an der Wand hinter dem Podium leuchtete stark, und die ebenfalls angestrahlten Blumenarrangements machten sich sehr dekorativ. Wozu Operationslampen nicht alles gut sein konnten . . . Der ‚Sani', ein alter Unteroffizier von fragwürdiger militärischer Haltung, war vorher schon probeweise mit zierlich tänzelnden Mannequinschritten über das Podium gegangen, und man hatte festgestellt, daß auch die Vorführenden gut angeleuchtet sein würden.

„Sehen Sie was von oben?" hatte Dr. Wolgrass sicherheitshalber noch einmal gefragt.

„Total geblendet!" lautete die befriedigende Antwort des Sani. Jetzt saßen die Künstler und Künstlerinnen des Stadttheaters — es war im Frühling 1944 — schwatzend und lachend im Vorbereitungszimmer neben dem kleinen Operationssaal. Der Komiker fuhr mit einem Verbandswagen hin und her und rief in einem sehr echten Bahnsteigjargon: „Zi-arrn! Zi-aretten! Schoggolade . . ."

Auf ein Zeichen des Chefs marschierten die Künstler auf: Der Operntenor, die Zwischenfachsängerin, die Soubrette, der erste Konzertmeister, der schwere Held des Schauspiels, der Operettenkomiker und ein Kapellmeister. Es waren durchwegs erste Kräfte, die sich ‚in den Dienst der guten Sache gestellt hatten'. Die leichtsinnig unbeschwerte Stimmung des Verbandsraums war verflogen. Alle machten ein der besonderen Situation angemessenes Gesicht, als sie auf dem Podium, unmittelbar vor Wand und Flagge — der Kapellmeister vor dem aufgeklappten Flügel — Platz nahmen. Nur auf den Zügen des Komikers lag ein joviales Lächeln. Schließlich erwartete man das von ihm. Auch hier.

Die Vorstellung der Künstler und die verbindenden Worte hatte der Oberspielleiter des Schauspiels übernommen. Mit den Ärzten war man übereingekommen, daß der übliche ‚Conférencier-Schmus', wie man es ausgedrückt hatte, hier nicht am Platze sei, da jedes Improvisieren leicht zu einer unangebrachten und in diesem besonderen Fall verletzenden Wendung führen könne.

„Männer, die ihre Männlichkeit verloren haben, Blinde, die noch nicht wissen, daß sie es sind, und die Deformierten — Sie verstehen, daß solche Leute besonders empfindlich sind", hatte Wolgrass zu Oberspielleiter Hellweg gesagt.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Hellweg zog sich mit viel Takt aus der Affäre. Und die Bühnenmitglieder wußten, warum sie von grellen Scheinwerfern geblendet wurden.

„Hoffentlich sehen wir nicht doch etwas", hatte die Sängerin noch beim Eintreten zaghaft zum Tenor gesagt.

Jetzt bemühte sie sich, das Dunkel hinter den grellen Lampen mit ihren Blicken zu durchdringen, ohne mehr zu erkennen, als die vagen Umrisse vieler Köpfe. Manche davon erschienen, wohl durch die Verbände, riesengroß. Das war aber auch alles.

„Sehr ordentlich" sagte der Oberfeldarzt nach der dritten oder vierten Nummer zu seinem Stabsarzt Dr. Blumenschneider, dem ‚schönen Mann' des Lazaretts, der begehrliche Blicke auf die Zwischenfachsängerin richtete, eine große, aparte Frau von geschickt gewähltem Kastanienblond, die als einzige in einem eng anliegenden und tief ausgeschnittenen schwarzen Abendkleid erschienen war. Sie sang eben das Gebet der Tosca.

Blumenschneider war verärgert, daß seine Blicke nicht bemerkt und erwidert wurden. Doch hatte der Chef seine Herren im Anschluß an die Veranstaltung zu einem kleinen Beisammensein mit den Künstlern gebeten und durchblicken lassen, daß in puncto Alkoholika jeder nach seiner Fasson würde selig werden können. Man würde also in allen Beziehungen auf seine Kosten kommen.

„Guck mal, das Veilchen!" sagte Schwester Annemarie zu ihrer Nachbarin und deutete auf einen jungen Menschen im Lazarettkittel, zwei Reihen vor ihnen, der den Kopf aufstützte und nach dem Podium starrte.

„Er riskiert sein Auge", sagte die Angesprochene.

„Wie lange hat der wohl keine Frau mehr gesehen?"

„Na, und was sind wir?" meinte die kokette Annemarie leicht gekränkt.

„Ein Abendkleid ist was anderes als ein Kittel."

Darin mußte Schwester Annemarie der Kollegin recht geben.

Was ist eigentlich mit mir los? dachte der junge Mann, von dem die Schwestern gesprochen hatten. Oder liegt es an denen da droben, daß alles so glanzlos ist, trotz des grellen Lichtes? Daß jede Programmnummer gleich fade schmeckt: Beethoven-Sonate, Mozart-Menuett, Verdi-Arie, Münchhausen-Ballade und Wilhelm-Busch-Vers . . . Steril, wie Krankenhauskost, bei der man die bemühte Zubereitung schmeckt, und der doch die besondere, persönliche Würze fehlt!

Da saß man, war ausgehungert nach der geliebten Kunst, hatte sich gefreut wie ein Kind und alles andere darüber vergessen: Daß man keinen Besuch empfangen und in keinen Spiegel schauen durfte. Und jetzt kam die Enttäuschung. Sie brachten ein Programm mit Gummiecken: Wenn es irgendwo anstieß, durfte es nicht weh tun. Es stieß nirgends an.

„Klappt wirklich glänzend", sagte Wolgrass zu den Herren rechts und links von ihm, als eine kurze Pause vor dem zweiten, dem heiteren Teil,

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

angesagt wurde und unterdrücktes Stimmengewirr hinter ihm einsetzte, wobei man die seltsam gehemmten, lallenden Laute der Kiefernverletzten heraushörte. „Die armen Teufel kommen doch mal auf andere Gedanken."

Die Künstler oben fühlten sich unbehaglich.

„Es wäre besser, sie ließen uns 'n bißchen auf die Tube drücken", sagte der Komiker, und der eine oder andere der Kollegen gab ihm recht.

Nur der Oberregisseur meinte, es sei alles recht niveauvoll, wobei er die Kollegen nochmals mit allem Nachdruck bat, auch im zweiten Teil streng bei den vereinbarten Texten zu bleiben. Bei dieser Bitte sah er besonders auf den Komiker. Er wußte, wie leicht der in Gefahr kam, auf ein dankbares Lachen hin zu entgleisen, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen, und das hieße hier, sich mit Sicherheit auf gefährliches Gebiet, vor allem das der erotischen Anspielung, begeben.

Der Komiker machte ein beleidigtes Gesicht und flüsterte: „Doktor, mit mir haben Sie doch noch nie Kummer erlebt!"

‚Fast nur', dachte Hellweg und sagte: „Ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann."

Wenn die Schwestern des Reservelazaretts den von ihnen Betreuten in der Abteilung für Gesichtschirurgie — neben den Blinden machten ihre Insassen den größten Teil des heutigen Publikums aus — nach Einzelheiten ihrer Gesichts- und Kiefernverletzungen bestimmte kennzeichnende Beinamen gaben, so lag darin keine Gefühllosigkeit. Es war dies vielmehr eine Praxis, die sich in beruflichen Gesprächen als nützlich erwies. Da nannten sie einen Nasenlosen den ‚Pekinesen', den mit dem ausgelappten Kinn ‚das Lätzchen', einen schiefmündigen, zahnlosen Neunzehnjährigen den ‚Opa', den Mann mit der Silberplatte, anstelle der weggerissenen Schädeldecke, ‚Teekännchen' und den Jungen mit dem unnatürlich blauvioletten Gesicht ‚das Veilchen'.

‚Veilchen' hatte fünf Semester Germanistik in Leipzig und München hinter sich und hatte in München durch seine erste Seminararbeit über Rilkes ‚Malte Laurids Brigge' nicht nur bei seinem Dozenten, sondern auch bei den Kommilitonen Aufsehen erregt. Aber das Leid, das Malte Laurids zu Paris empfand, war nicht das des jungen Panzersoldaten, dem bei Woronesch sein Fahrzeug explodiert war, und dem Feuer und Gase die Gesichtshaut und das eine Auge zerfressen hatten. Im Blick des Einäugigen verloren die Dinge ihre Plastik, und was die Dichter Schmerz nannten, wurde seiner neuen Schau zum Unvermögen, das Glück zu ertragen.

Anders war auch sein Verhältnis zur Musik geworden. Sie verlor alles Eudämonistische für ihn. Beethoven und Schumann, Schubert und der ‚heitere' Mozart wohnten am Abgrund des Leids, und ein sandiger Malstrom zog die Singenden der Welt in seine Tiefen und machte ihre Münder stumm.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Nun wurde hier gegeigt und gesungen, sehr sauber, sehr gekonnt und vorsichtig, mit viel zartfühlender Rücksichtnahme. Aber es war ein seltsames Maskenspiel, bei dem keiner das eigene Gesicht zeigte und jeder das wahre Gesicht der von ihm vermittelten Kunst — aus Absicht oder Unvermögen — verbarg. Die droben im Licht hatten unentstellte Gesichter, deren sie sich, nach den Begriffen der Gesunden, nicht zu schämen brauchten. Im Dunkeln aber saßen die Mißgestalteten, deren Antlitze natürlicher Proportionen spotteten, und sehnten sich, oft unbewußt, nach Harmonie. Man bot ihnen, statt Brot und Wein des Lebens, hübsch aufgeputztes Kunstgewerbe für Stuben, die sie nicht mehr besaßen.

So ging es auch in der zweiten Programmhälfte weiter, die trauriger wurde, je mehr sie heiter sein wollte. Vielleicht hatte der Komiker recht: vielleicht wäre die Fratze des ‚Klamauks' den armen Fratzengesichtern gemäßer gewesen . . . Bis außerprogrammäßig ein paar Worte fielen, die eine seltsame Wirkung übten, wie sie wahrscheinlich die Sprechende selbst weder beabsichtigt noch erwartet hatte. Die kleine, blonde Soubrette, ein junges Mädchen von natürlichem Empfinden und einem gewissen unaffektierten Charme, hatte ein Chanson zu singen, ‚Komm in meinen roten Salon', ein Lied, um dessen Möglichkeit auf dem Programm des heutigen Abends sich vorher eine Diskussion entsponnen hatte. Schließlich war man übereingekommen, daß der Text doch recht harmlos sei, und daß er obendrein durch die sympathische Vortragsart der Kleinen jeder zweideutigen Auslegung entzogen werde.

Man hatte dabei nicht überlegt, daß gerade dieses Lied ein gewisses Extemporieren und Improvisieren verlangte, da in jeder der drei Refrainstrophen einige Takte Musik ausgelassens waren, und die entstehende Pause von der Vortragenden, je nach Ort und Umständen, mit einigen rasch hingeplauderten Sätzen gefüllt werden mußte. Doch hatte sich die junge Sängerin diesmal etwas zu unbedacht auf ihre witzige Schlagfertigkeit gegenüber einem Auditorium von Männern verlassen. Als der Flügel verstummte, stand sie vor ihrem unsichtbaren Publikum wie vor einer unüberspringbaren Hürde und ließ die Pause um einige Herzschläge länger werden, als vorgesehen war. Dann fühlte sie, was da an Elend vor ihr sitzen müsse, begriff, was es von ihr an Tröstung verlange — und wagte den Sprung über die Hürde.

Mit einem Male gab es einen Menschen, der die vom Elend Geschlagenen nicht als Elende, die des Mitleidens Würdigen nicht als Bemitleidenswerte, aber auch die Männer nicht nur als Männer nahm. Die Sängerin sprach einige heitere, herzhaft kameradschaftliche Worte, und alles Drum und Dran des musikalischen Konfektionsmachwerks wurde nichtig gegenüber diesem Füllsel, ja empfing von ihm sogar ein wenig überstrahlenden Glanz. Das wiederholte sich bei jeder der drei Strophen, stets noch etwas echter und persönlicher.

Zum ersten Mal an diesem Abend brach jubelnder Beifall los. Der Oberspielleiter, dessen Züge sich angstvoll verkrampft hatten, atmete

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

auf, und Dr. Wolgrass, der die Gefahr des Improvisierens nicht bemerkt zu haben schien, sagte, zu seinem Nachbarn gewandt:

„Famoses Persönchen. Zweifellos ein Höhepunkt."

Stabsarzt Dr. Blumenschneider nickte zerstreut und ließ seine Blicke nicht von dem Abendkleid der dramatischen Sängerin.

Der Student und ehemalige Obergefreite Hirz, das ‚Veilchen' der Stationsschwestern, war völlig verwandelt. Was war ihm geschehen? Nicht Musik hatte ihn überwältigt; denn das verklungene Chanson war kaum mehr als eine mit sicherem Wirkungsinstinkt zusammengefügte Handwerksarbeit. Und doch war musiziert worden. Ein Menschenherz hatte geklungen. Das war viel. Es genügte, um wieder ein Verhältnis zum Leben und zur Welt zu schaffen.

Einen Augenblick lang überlegte Hirz, ob er nach diesem Lied nicht lieber gleich auf sein Zimmer gehen sollte. Aber er saß inmitten einer Reihe von Kameraden, die zum Teil weder allein aufstehen, noch sich von den Plätzen bewegen konnten. Also blieb er. Er spürte, wie das Summen um ihn anders war als vorher, das Lallen derer mit den zerschmetterten Kiefern, das aus den Mundwinkeln hervorgepfiffene Sprechen der Schiefgesichtigen intensiver und bemühter. Verwandelt waren alle, wenn auch vielleicht anders als er. Hirz nahm die beiden letzten Nummern des Programms gutwillig hin und amüsierte sich sogar über die Bemühungen des fülligen Tenors, der offenbar den Triumph seiner Kollegin noch überbieten wollte, und in seinen beiden letzten Arien mit allem Glanz seiner berühmten hohen C's brillierte.

Der Tenor verursachte durch eine außerprogrammäßige Zugabe den bis zuletzt vermiedenen Zwischenfall. Er sang eins der großen Léhar-Lieder, die vielen Sängern zu einem Prunkstück ihrer Kehlfertigkeit und schwelgerischer Gefühlsentfaltung geworden sind: ‚Freunde, das Leben ist lebenswert'. So schmelzend, hinreißend sang er es, daß viele ihm heftig applaudierten, besonders die jungen Schwestern in der letzten Reihe. Aber noch in den abebbenden Beifall hinein sagte einer in dem dunklen Saal mit rheinischem Akzent:

„Dat Leben is Schiet!"

Einige stimmten lachend zu, als sie dieses Wort hörten, das oft in schweren Situationen für sie eine erlösende Kraft besessen hatte. Andere machte es traurig, weil es sie wieder an ihren erbärmlichen Zustand erinnerte.

„So ein Idiot!" sagte Dr. Wolgrass, als er den Tenor beim Schlußapplaus sich wohlgefällig in den Hüften wiegen sah. „Aber den Janus muß ich mir trotzdem mal vorknöpfen. So geht's ja nun auch wieder nicht . ."

Der ‚Janus' war ein Mann, an dem bisher alle Gesichtsoperationen gescheitert waren, und der nun auf spukhafte Weise zwei Gesichtshälften hatte: eine lachende und eine weinende. An seinem Deutzer Vorstadtjargon hörte man ihn immer und überall heraus. Er fand oft den

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

richtigen Ausdruck für eine Lage. Nur hätte er ihn heute nicht äußern dürfen . . .

Den gewesenen Studenten Hirz, der nie wieder ein Student sein würde, hatte eine fieberhafte Entschlußfreude gepackt. Der Plan, der vor ihm auftauchte, mochte wohl nach einem Studentenstreich verklungener Zeiten aussehen, er hatte vielleicht auch etwas sportlich Verwegenes an sich — wahrscheinlich aber entsprang er nur der Gier, das Leben zu packen, die ein albernes Lied in ihm erweckt hatte. Wieder einmal Mensch sein dürfen, nicht mehr Lazarett- und Stammrollennummer, weder Patient noch Dienstgrad — weil man von einem Menschen angerufen worden war! Ihn hatte das Mädchen gerufen — ihn allein . . . Gemeint war Jochen Hirz, als die Sängerin in unverbindlichen Plauderworten in ihren roten Salon einlud — und als sie spielerisch ihre Adresse angegeben hatte, mit dem Zusatz: ‚Übrigens gar nicht weit von hier.'

Für alle andern mochte das unverbindlich sein — Jochen Hirz empfand es nicht nur als eine sehr verbindliche, sondern geradezu als verpflichtende Einladung. In München war er auch einmal nachts zu einer Kunstgewerblerin gegangen, unmittelbar anschließend an einen Faschingsball, und das Beisammensein war sehr schön geworden . . . Freilich ist es etwas anderes, wenn man in normalen Zeiten in einem goldbefransten spanischen Kostüm, als gut aussehender junger Mann sich in ein nächtliches Abenteuer begibt, als wenn man einäugig, mit einem Gesicht, das man nicht im Spiegel sehen darf, dessen zerfressene Oberfläche man aber mit den Fingern spüren kann, zu einem Mädchen geht. Vielleicht begehrte man gar nicht das Mädchen, sondern sehnte sich nur nach einem Menschen, nach dieser bezaubernd sympathischen Stimme.

Nach Schluß der Veranstaltung waren die Künstler in das große Ärztezimmer gebeten worden, das schräg gegenüber vom Krankensaal IV lag. In diesem Saal saß Hirz noch auf seinem Bettrand, während die meisten Kameraden schon schliefen. Nur zwei oder drei unterhielten sich flüsternd über die Darbietungen des Abends. Im Ärztezimmer wurden die Stimmen bald lauter, und die des Komikers übertönte alle anderen.

Was der junge Mensch im Halbdunkel des Krankensaals beschloß, hätte hirnverbrannt erscheinen müssen, wären nicht in diesem Krieg, in dem man für den Tod lebte, das Phantastische und Sinnwidrige längst zum Alltäglichen geworden. So betrachtet würde es nicht einmal eine so große Angelegenheit sein, wenn ein junger Mensch nachts eine Uniform anzöge, die ihm nicht gehörte. — Dr. Blumenschneider hatte heute zu Ehren der Künstlerinnen seine erste Garnitur angezogen, und die zweite hing griffbereit im Wandschrank auf dem Gang — und wenn er das Lazarett durch das Toilettenfenster im Erdgeschoß und durch den Garten verließe, wo keine Postenkontrollen drohten. Nach Kriegsrecht war es zwar ein lebensgefährliches Stück, aber hatte man nicht die Jahre

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

her Gefährlicheres, ja Tollkühneres täglich verlangt? Dafür daß man abgebrüht war, zeugte das verbrannte Gesicht.

Gegen ein Uhr nachts schwoll in dem Zimmer auf der anderen Gangseite das Stimmengewirr noch einmal an, wie das immer geschieht, wenn Aufbruch und Abschied unmittelbar bevorstehen. Deutlich hörte man Dr. Blumenschneider sprechen und Komplimente drechseln.

Auch die kleine Soubrette verstand man jetzt. Sie bedankte sich für einen schönen Abend.

Es wurde wirklich keine große Sache für Jochen Hirz: alles lief beinahe selbstverständlich ab. Als es auf dem Gang still geworden war, ging er hinaus. Der Griff in den verschlossenen Schrank gelang ihm mit Leichtigkeit. Wenn alles programmäßig verliefe, würde vor Tagesgrauen die Uniform ebenso unbemerkt wieder an ihrem Platz hängen. Keine Postenstreife würde sich darum scheren, wenn durch die verdunkelten Straßen der Stadt ein falscher Stabsarzt ginge . . . Dennoch war es ein seltsames Gefühl, auf einer nächtlichen Straße zu sein, zum ersten Mal seit zwei Jahren. Hirz hatte das Empfinden, als schauten Menschen aus allen Fenstern, und als blickten ihm auf Schritt und Tritt Vorübergehende fragend ins Gesicht: Weißt du nicht, warum du nie die Straße siehst, und warum die Straße dich nicht sehen darf?

Es war kühl draußen. Im Lazarett herrschte sommers und winters fast die gleiche Temperatur: eine schlappmachende Lauheit, erfüllt von den immer gleichen Gerüchen und Ausdünstungen. In der klaren Luft erschien längst nicht mehr alles so selbstverständlich wie vorher. Bürgerliche Mietshäuser pflegten nachts verschlossen zu sein, und man trat nicht einfach ihre Türen ein, wie man es im Felde gelernt hatte. Auch waren die Künstler eine Viertelstunde früher aufgebrochen als der Verwundete. Das Mädchen konnte, müde von der Veranstaltung und der Nachfeier, gleich zu Bett gegangen sein. Überhaupt war es ein wahnsinniger Gedanke, nachts um Zwei an der Tür eines fremden Menschen zu klingeln . . .

Jochen Hirz schaute auf die Hausnummern. Es waren selbstleuchtende Nummern — und damit schien eine Schwierigkeit aus dem Wege geräumt, an die er vorher nicht gedacht hatte. Da war schon das Haus mit der gesuchten Zahl, ein Eckhaus, groß und finster, in dem sich unten eine Apotheke befand. Nur ein Zimmer im dritten Stock war noch hell — man sah es an den feinen Lichtritzen zu beiden Seiten der Verdunklungsvorhänge.

Der gewesene Student schaute zu den Fenstern hinauf. Früher hätte man vielleicht den Schatten einer sich auskleidenden Gestalt hinter den Gardinen erkennen können, aber der Krieg hatte solchen romantischen Jünglingsentzückungen ein Ende gemacht. Man würde sehen, wie die schmalen Lichtritzen erloschen, dann läge das massige Haus wie ein unnahbares Gebirge schweigend in der Nacht. Man würde ins Lazarett

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

zurückkehren und die Uniform wieder in ihren Schrank hängen. Immerhin wäre man dann einmal draußen gewesen, und daß es heimlich geschehen war, gäbe dem Ausflug seinen Reiz.

Jetzt wurden Schritte auf der Straße laut. Der falsche Stabsarzt drückte sich an die Mauer des gegenüberliegenden Hauses. Ein Mann ging vorüber. Er zog einen Schlüsselbund — das vertraute, rasselnde Geräusch, das einem seit langem fremd geworden war —, und es tat sich die Tür auf, die man in seinen vorauseilenden Gedanken von Anfang an offen gesehen hatte. Nun wünschte man beinahe, sie rasch wieder zufallen zu hören, ihr Einschnappen ins Schloß und das Zuschließen von innen zu vernehmen. In dem bläulichen Treppenhauslicht meinte Hirz im Augenblick des Türöffnens eine untersetzte, füllige Gestalt zu erkennen — jetzt sah er einen Schein dieses fahlen Lichtes hinter bunt verglasten Fenstern durch alle Stockwerke hindurch. Als es erlosch, wußte er, daß drei Minuten um waren. Dreiminutenbrenner . . .

Es wurde Zeit, der Sache ein Ende zu machen; denn sie war nicht nur absonderlich, sondern auch entwürdigend. Der Entschluß, zu gehen, fiel Hirz nicht mehr schwer. Immerhin überschritt er noch einmal die Straße, wie es eben der späte Passant getan hatte. Er folgte seinen Spuren bis zur Haustür und drückte mit der Hand, wie abschiednehmend, dagegen.

Die Tür tat sich auf. Es war eine selbstschließende Tür, die, halb im Schloß hängengeblieben, sich leicht dem Druck von außen öffnete.

Der ehemalige Student Jochen Hirz, der Obergefreite in der angemaßten Uniform eines Stabsarztes, stand in einem kühlen Treppenhaus, in dem es nach der Apotheke roch — ähnlich wie im Lazarett, nur irgendwie ziviler. Man war in einem Privathaus. Kein Posten stand am Fuß der Treppe. Man drückte auf einen Knopf, und mit leisem Knakken schaltete sich dienstbar das Licht ein. Man stieg auf Läufern die Stufen hinauf — auch dieses Gefühl mußte man wohl noch einmal im Leben mitbekommen — und las auf Messingschildern fremde Namen. Dritter Stock! Drei Wohnungseingänge wie in allen anderen Etagen. An einem mußte ein bestimmter Name stehen. Der Name war wirklich da — seltsam, ihn so zu lesen! — und da man ihn las, packte einen die Lust, auf den Klingelknopf zu drücken.

Hirz tat es dennoch nicht. Er ging weiter die Treppe hinauf — mit dem Gefühl, das er als Kind empfunden hatte, wenn man ihn beim Suchen nach einem gewissen Gegenstand mit den Rufen ‚heiß' und ‚kalt' hingeleitet hatte. Kühler wurde ihm ums Herz, je mehr er sich von der Tür entfernte.

Warum ging Jochen Hirz überhaupt weiter, zum vierten und fünften Stock? Wollte er bloß wieder einmal in einem gutbürgerlichen oder ‚herrschaftlichen' Haus — so hieß das früher in den Mietangeboten — die Treppe hinauf- und hinuntergegangen sein? Nicht mehr? Nicht mehr.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Im fünften Stock kehrte der Soldat um und schritt auf den dicken Läufern leise wieder treppab. Er dachte jetzt schon daran, wie er ungesehen durch den Lazarettgarten kommen würde, als mit einem Knakken die Treppenbeleuchtung erlosch. Einen Augenblick lang wußte er nicht einmal, in welchem Stockwerk er sich befand. Als er durch das Schlüsselloch einer Tür einen Lichtstrahl sah, wußte er es sehr genau. Wieder überkam ihn das gleiche sehnsüchtige Gefühl, das ihn zu diesem törichten Abenteuer veranlaßt hatte.

Und doch löste dieses Empfinden die nachfolgenden Geschehnisse nicht aus. Durch einen Zufall verfehlten seine tastend an der Wand entlangfahrenden Finger den Lichtknopf und bewirkten ein kurzes, schrilles Läuten. Der richtige Schalter wurde zwar gleich danach aufgespürt, aber das Geschehene war nicht mehr rückgängig zu machen. Hirz hätte sich seinen Folgen entziehen können, indem er rasch die Stufen hinabgelaufen wäre. Doch das vermochte er jetzt nicht, oder er wollte es schon nicht mehr.

Er hörte in der Wohnung eine Tür klappen und vernahm leichte Schritte, die sich nicht sofort der Korridortür näherten. Vielleicht war die junge Sängerin schon im Negligé. Sie würde vermuten, ein Telegrammbote stünde draußen, würde in ihre Schuhe schlüpfen und sich, nach Frauenart, vor dem Spiegel noch einmal übers Haar fahren. Wie dem auch sei, man mußte sie jetzt erwarten. Man würde etwas Albernes stammeln — oder einfach die Wahrheit sagen: von den versehentlich vertauschten Schalterknöpfen. Ein kleiner Zwischenfall, ein belangloser Dialog: ‚Verzeihen Sie' — ‚oh, bitte sehr!' Nach diesen drei, vier Worten würde man den Nachklang einer bezaubernden Stimme in der Erinnerung behalten. . . Es dauerte eine Minute, höchstens zwei, bis sich die Schritte der Tür näherten. Das fahle Treppenlicht war noch nicht zum zweiten Mal erloschen, als von innen eine Sicherheitskette beseite geschoben und eine Hand auf die Klinke gelegt wurde. Hirz stand aufgerichtet — die Uniform Blumenschneiders saß ihm wie angegossen — bereit zu einer kurzen Verbeugung und einer konventionellen Entschuldigung. Er kannte sich und hatte sich jetzt wieder völlig in der Gewalt.

Er kannte sich, aber er sah sich nicht. Das Mädchen sah ihn, das die Tür öffnete. Es sah weder die Uniform noch die Rangabzeichen, nur ein entsetzliches Gesicht, das nichts Menschliches hatte. Ein Auge, gleich dem des Polyphem, verfärbte, zerfressene Haut, die in dem bläulichen Treppenlicht noch spukhafter wirkte — als ob da einer geradewegs aus dem Grabe gestiegen sei. Die junge Sängerin begann zu schreien. Sie schrie durchdringend, lief zu einer Tür der Wohnung und rief etwas. Sie rief jemanden zur Hilfe herbei.

Was oder wen sie rief — Hirz war es gleichgültig. Er rannte die Treppe hinunter. Er hörte noch einmal die Stimme, die ihm nachrief. Vielleicht war jetzt sogar wieder der Beiklang da, den er hatte hören wollen, und vielleicht hatte das Mädchen inzwischen begriffen, woher

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ihr später Besucher kam —, den Davoneilenden hielt nichts mehr auf. Er vernahm nicht einmal, daß im Augenblick, als ihn unten im Treppenhaus erneut die Finsternis überfiel, zwei Stimmen hinter ihm herriefen — die zweite Stimme war die eines Mannes, eine Stimme mit tenoraler Färbung . . . Hirz tastete auch nicht mehr nach dem Lichtschalter. Seine hastigen Finger suchten die schwere Haustür, die sich langsam hinter ihm schloß . . .

Jochen Hirz hatte sich zum ersten Mal gesehen — — in den Augen einer Frau. Und in ihrem Schrei, diesem entsetzten Aufschrei, wurde sein Urteil gesprochen. Weg mit aller Lüge und professionellen Tröstung: ‚Bringen wir wieder ganz gut in Ordnung!' und was so die Ärzte sagten! Den Menschen bringen sie nicht wieder in Ordnung.

Jochen Hirz lief davon — dem Lazarett, den Ärzten und sich selbst. Er wollte keine Uniform mehr an ihren Platz hängen, er dachte nicht einmal mehr darüber nach, daß er eine Uniform trug. Er rannte durch fremde Straßen einer fremden Stadt, und der Verfolger, der ihn hetzte, ließ nicht von ihm ab. Jochen Hirz hieß der Verfolger, Jochen Hirz der Verfolgte. Da der Jäger und sein Opfer die gleiche eiserne Willenskraft hatten, würden sie einen weiten Weg zurücklegen müssen, bis sie das Rennen aufgäben.

Der Mond war über den Dächern heraufgekommen — er schien noch sehr hell —, aber man brauchte kein Licht, wenn man kein Ziel hatte. Man brauchte keinen Gedanken, keinen Willen, kein Gefühl. Vielleicht wäre es tröstlich gewesen, zu wissen, daß man irgendwo ‚das Veilchen' genannt wurde. Die Bezeichnung ordnete etwas Unnatürliches und Außernatürliches in die Grenzen natürlicher Verhältnisse ein. Oder wäre eben diese Einordnung das Widernatürlichste von allem gewesen? Man hatte manchmal mit dem Gedanken gespielt, sein Leben verspielt zu haben. Jetzt war es verspielt.

Die Straße senkte sich ein wenig — das erleichterte das Laufen —, dann glänzte Wasser auf. Die Stadt lag an einem Fluß — man hatte ihn nur bisher noch nicht gesehen. Umkehren? Es gab kein Zurück! Der ziehende Fluß lockte . . .

Stromab standen die hochragenden Domtürme der Altstadt. ‚Sie bewachen den Schlaf der Bürger' hieß es in vergilbten Geschichten, ‚und ihre Glocken verkünden den Morgen- und den Abendfrieden.' Aber es stimmte alles nicht mehr. Die frommen Meister hatten ihre Glocken nicht gegossen, damit die Träume eines Dr. Blumenschneider, der Schwestern und der Theaterkomiker sanft würden.

Entlang dem Fluß reihten sich vielstöckige Mietshäuser mit tausend Augen, aber keinem Gesicht. Über einem hohen, häßlich ummauerten Gaskessel stand jetzt der Mond.

Als Jochen Hirz sich ermattet auf einer Anlagenbank niederließ, sah er sich unvermutet einem Denkmal gegenüber, einem rechteckigen Sand-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

steinblock, von dem ein Blumenbeet Abstand schaffte. Das Mondlicht genügte, daß man auch von der Bank aus noch die Inschrift des Steins lesen konnte: „Ihren 7000 im Weltkrieg gefallenen Söhnen. Die dankbare Stadt."

‚Dankbare Stadt' — unnatürliche Mutter, die sich für den Tod von siebentausend Kindern bedankt! Der Grabstein der siebentausend Söhne ist wie der Schlußstrich unter einer Bilanz: siebentausend sind aufaddiert, und die Summe ist in den Stein gegraben worden. Danach kann man unbesorgt eine weiße Seite der Geschichte aufschlagen, auf der am Ende vielleicht die Zahl 10 000 stehen wird, und wieder eine mit der Summe 20 000. Das Gewissen wird ruhiger und die Trauer still, sobald ein Denkmal errichtet ist, ‚würdig der Toten', wie man es nennt — würdig der Repräsentation der Stadt, wenn man es ehrlicher bekennt. Siebentausend starben, und ihr Verkehrsprospekt rühmt eine Sehenswürdigkeit mehr.

In der Münchner Universität, erinnert sich Jochen Hirz, stand zur Erinnerung an die Toten des Ersten Weltkrieges der Speerträger, ein nackter griechischer Jüngling. Die Studentinnen und wohl auch die Studenten sahen ihn mit Wohlgefallen. Beide kokettierten auf ihre Weise mit dem Tode, mit dem Heldentod, der die Gestalt schöner Jünglinge angenommen hatte.

Aber das Märchen vom schönen Tod hatten sie erfunden, um ihr Gewissen still zu machen. Tausendfach im Lande war noch das häßliche Leben, das geschändete und verstümmelte, das sie abschließen wollten von ihrem, von allem andern Leben, das sie hinter Mauern versteckten und in spiegellosen Räumen sich verbergen ließen. Nicht den Toten, den ärmeren Lebenden gebührten die Denkmäler.

„Wir selbst sollten Denkmäler sein!" sagt Jochen Hirz. „Aus farbigem Marmor alle Häßlichkeit unserer zerstörten Antlitze gebildet, das Schiefe der elenden, nasenlosen, kinn- und kieferlosen Gesichter, ohne das Ebenmaß glättender Steinmetzarbeit. Keine Abschlußstriche! Die Wunden offen halten, nicht umblättern das Buch des Todes, damit es zum Schuld- und Lehrbuch der Lebenden werde."

Dann steht er auf, der Mann in der fremden Uniform mit dem Veilchengesicht. Auf der sich dem Fluß entgegensenkenden Straße hat er die Tritte von Soldatenstiefeln gehört. Er erkennt im Mondlicht Stahlhelme. Eine Streife.

Die Männer sollen mit der Kontrolle keine Mühe haben. Wasser rauscht auf, und das Mondlicht zittert auf seinen verebbenden Ringen . .

Am nächsten Morgen kommt eine junge Frau, ein blasses, verhuschtes Wesen, zum Lazaretteingang. Der behelmte Posten versteht nicht recht, was sie will, und der vorübergehende Stabsarzt Dr. Blumenschneider bleibt stehen.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

„Sieh mal an", ruft er scherzend, „das Fräulein aus dem roten Salon!" Im nüchternen Morgenlicht wirkt die Kleine vollends unscheinbar.

„Ob einer von Ihren Zuhörern heute Nacht Urlaub gehabt hat?" wiederholt Blumenschneider etwas verwundert die Frage, die sie ihm stellt. „Keine Angst, mein Fräulein. Von denen darf hier keiner raus . . ."

Ehe er sich mit elastisch wippenden Schritten zur Station IV begibt, zieht er mit einer gewohnten Bewegung seinen Uniformrock stramm. Es ist noch immer die erste Garnitur vom Abend vorher, weil die zweite auf unbegreifliche Weise aus seinem Wandschrank verschwunden ist.

GEH DURCH DIE STADT UND SIEH

Die Alten, nachmittags.
Stumm auf den Bänken der Parks.
Warten. Worauf?

Polizisten, in Wolken von Auspuffgasen.
Dompteure: die Autos kuschen.
Wer hört den Knall der Peitschen?

Arzneireklame: „Erfolgreiche haben
keine Zeit für Schmerzen!"
Und umgekehrt?

Kinder auf dem Schulweg:
aufs Ampelgrün konzentriert.
Wohin tun sie die anderen Eindrücke?

Ein eiliges Taxi:
Der feine Herr kommt früher ans Ziel.
An welches?

Café im Freien. Bunte Oase:
Tische, Stühle, Sonnenschirme.
Die hier aufatmen, was atmen sie ein?

Studenten strömen aus Hörsälen.
Reich ist das Leben des Geistes.
Und die Lehrlinge?

Straßenkehrer
beseitigen Schmutz und Unrat.
Sind die Besen fein genug?

Zeitungsverkäufer:
„Die letzten Weltnachrichten!"
Schon die letzten?

Der Himmel lächelt freundlich
dem steinernen Meer.
Was meldet der Wetterbericht?

Geh durch die Stadt und sieh.

Helmut Lamprecht

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Ein literarisches Ereignis nach 150 Jahren

Charles du Bos, zusammenschauender Analytiker und Spürhund in der Unermeßlichkeit Seele, meint einmal von sich, er sei fraglos ein reinblütiger Subjektivist und könne doch nicht anders als sich auf die objektive Ebene begeben, finde er sich jemandem, er ei wer immer, gegenüber. Vom andren werde er gleichsam ohne Unterlaß fasziniert, und also bleibe er ununterbrochen dabei, sich um das Objekt seiner Studie zu bemühen.

Ebenso hat es vor mehr als hundertfünfzig Jahren, sehe ich recht, Friedrich Schlegel gehalten. Zwar sagt ein zeitgenössischer englischer Kritiker ihm nach, ihm habe jegliche schöpferische Einbildungskraft gefehlt, wie es die „Lucinde" zeige. Ein Heine spottete, selbst wahrlich ein zuzeiten irrlichternder Scholare, hinter den „Rezepten für anzufertigende Meisterwerke der Zukunft" stehe nichts als die poetische Ohnmacht beider Schlegel; jedoch habe unser Friedrich, gesteht der Beflissene zu, an einer Überfülle theoretischer Ideen geradezu gelitten, derart, daß ihm vieles davon entglitten sei, ehe daß er dessen habe habhaft werden können.

Wie dem auch sei, sehen wir uns in einer der wichtigen Publikationen der letzten Jahrzehnte, soweit sie sich mit der literarischen Kritik befassen, einem Feuerwerk von Gedanken und Entwürfen, geschliffenen Aphorismen und genialen Einfällen ausgesetzt, daß wir, unsererseits redlich fasziniert, wenige Zeilen aus diesem Arsenal der rastlosen Denkbewältigung für mehr als nur eine gute und fesselnde Bettlektüre nehmen, für die es immerhin auch jener Schlegel mit Reserve begegnende Brite erklärt. Wir sind versucht mit Novalis auch für diesen seinen Freund, dem so viel an jeder theoretischen, einzig auf Geist eingeschworenen Begründung liegt, gelten zu lassen, was der Schwärmendere der beiden dahin bezeichnete, jeder Gegenstand sei der Mittelpunkt eines Paradieses.

Wie war es doch damals? Rousseau, Herder und auch Goethe beeinflußten die Jüngeren, ihnen ihre Einsaat zur Ernte bei gehöriger Zeit überlassend. Doch ein auf Lessing zurückgreifendes kritisches Gewissen gab sich damit nicht zufrieden, hielt sich auch anderen Sonnen bereit.

Dank der gediegenen Arbeit des an der Queens University zu Kingston-Ontario in Canada tätigen *Hans Eichner* haben wir nun endlich für die Jahre 1797-1801 von den Notizbüchern Friedrich Schlegels einen zu dem Kommentar und kritischen Apparat bietenden handlichen Band vorliegen: *„Friedrich Schlegel, Litterary Notebooks"* — 1797-1801 (deutsch) Edited with introduction and commentary by Hans Eichner, University

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

of Toronto Press 1957 8° 344 pp. 7.50 canad. Dollar —. Bisher hatte nur dieser oder jener die nun in Marburg lagernden Hefte eingesehen. Zuvor ist der Text nicht veröffentlicht worden. Etwa die Hälfte der ursprünglich 180 Hefte ist noch vorhanden. Aus den für Schlegel fruchtbarsten Jahren bietet der vorliegende Band 2191 Fragmente, Notizen, Beobachtungen, denen in der Mehrzahl der Feueratem eines vom jeweilichen Thema Besessenen mitgeht.

Bei aller Vielfalt der Problemstellung ist das Ganze der Bruchstücke von einer erstaunlichen Einheitlichkeit, so wenig man trockenes Dozieren findet, und das nicht nur im Kalkül und der Diktion. Schon das gleich dem Übrigen sorgfältig gearbeitete Sachregister bietet eine Fülle zahlreich belegter Themen: Abstraktion, Allegorie, Analyse, Antike, Arabeske, Ästhetik, aber auch Absicht, Anschauung und etwa Araber finden sich dort, um nur beim ersten Buchstaben zu bleiben.

Spüren wir nun die einzelnen Eintragungen auf, so reiten wir allsogleich quasi Hohe Schule. Es ist immer wieder ein atemberaubendes Geschehen, einem rastlos tätigen Geist zu begegnen, mit dem wir wie im Flug auf zuvor nie betretenes Neuland kommen. Danach mutet es uns weniger an, dem Autor bei diesen Notizen, was wir gewißlich tun, über die Schulter zu sehen als daß wir uns beherzt bei der Hand genommen spüren. Einiges mag immerhin verblaßt sein, kein Immortellenblatt abgeben, was zu jener Zeit der Niederschrift mehr als bloß ein tappendes Bemühen gewesen ist. Dem „Zeitgeist" zu pflichten, ist auch aufrecht Unabhängigen nicht völlig erlassen. Gleichwohl kommt einen auch dann nicht an, dem Verfasser zuzurufen, doch einzuhalten; es sind Unvollkommenheiten, die dem Gesamt nichts an Bedeutung nehmen.

Schlegel kam seine Weltläufigkeit zugute, eine Souveränität auch im Sozialen, die aufs lautloseste bezwingt, womit nicht jedermanns Schuh ungeschoren bekannt werden mag. Er bewegte sich aufs gleichmütigste in den literarischen Zirkeln und er erwies sich sogar dort als völlig eigenständig, seiner Wirkung gewiß, wo man nur zu gern jemanden verschleißt, dessen Gepäck gewichtig genug ist, für Zeit und Nachzeit zu Nutzen und Gewinn der Allgemeinheit überantwortet zu werden.

Es wundert uns nicht, zumal ad Shakespeare vieles aufgezeichnet zu finden. Nach wie vor ist uns die Übersetzung der Brüder Schlegel unentbehrlich. In England weiß man, daß sich der hohe Stand der Wiedergaben seiner Stücke nicht zuletzt aus der Form, Sprachkraft und schöpferischen Aneignung im Werk eben der Brüder Schlegel herleite. Dabei kommt uns angesichts der gleichlautenden Beurteilung etwa im theoretischen Werk eines Paul Ernst garnicht recht zum Bewußtsein, wie original die Einstellung Friedrich Schlegels zu Shakespeare ist, er gehöre der „antiklassischen Kunstpoesie" zu. Freilich, „Shakespeare ist der sittlichste unter den modernen Autoren, und auch in dieser Hinsicht ähnelt er Sophokles", wie denn über dem gesamten Altertum ein „Hauch

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

von Göttlichkeit" liege und die „Alten" von ihm „als ein einziger Autor" genommen werden.

Garnicht tastend geht's dahin: „Poetische Individualität. Sinn dafür hat man erst aus den Modernen. Absolute Kritik lernt man nur aus den Alten". Herzerfrischend dann das knappe „Die Kritik ist gleichsam die Logik der Poesie". Und damit sind wir bei einem der immer wieder umschriebenen Begriffe dieses nicht leicht zu erschöpfenden Buches, der „Poesie". Wie wunderbar berühren sich etwa „Das einzige Prinzip der Poesie ist Enthusiasmus" und „Die einzige gültige Beglaubigung des Priesters ist die, daß er Poesie redet"! Wobei nicht eigens anzumerken bleibt, der Theologe im Priester sei damit keineswegs, durchaus anderer Methodik unterstehend, verkannt oder verstritten.

Im übrigen stetes Licht, wie von einem Fixstern: „Takt ist Urteil aus Instinkt", „Niederträchtig ist es, daß die Menschen glauben, wer liebe, sei blind". Es wetterleuchtet durch die Bemerkung „Schiller und Klopstock sind Hälften eines Ganzen, würden zusammen einen guten prophetischen Dichter ausmachen". Blitzhaft aufhellend hingegen „Böhme ist der einzige außer Dante der das Christentum katholisch genommen hat". Mitteninnen und doch wie ein Beschluß die Perlen „Wer träumen und leiden kann, der kann auch sterben". „Alle Träume der Liebenden sind buchstäblich wahr". „Jede wahre Liebe ist einzig und ganz unendlich, kann ewig nur steigen".

Zu Goethe meint Schlegel (um 1800!), er zersplittere sich zu sehr, doch auch, daß Iphigenie, die „allmählich entstanden und adstruieret" sei wie „Meister", „das größte unter seinen vermischten Gedichten" abgebe. Hermann und Dorothea hinwiederum ist das „herzlichste, biederste, gefühlvollste, edelste, liebenswürdigste, sittlichste aller Goetheschen Gedichte". Vom esprit gaulois schimmert auf, wo es heißt „Manche Werke sind weniger ganz als Einfälle". Ob es sich von seinen eigenen sagen läßt? „Die Verzweiflung ist die Mutter der Tiefe" könnte hierhergehören, woran sich mit dem Aquinaten, der die Verzweiflung allerdings als einer Tugend entgegengesetzt zu den schweren Sünden zählt, sinnvoll anschließen läßt, da sie nach ihm doch ein Verlangen voraussetze.

Zu Musik, Malerei, Plastik — genug auch zu diesen Gebieten in diesem Band der momentanen Konzeption. Es heißt da, Bachs Musik sei „kubisch", die hier von der transzendentalen Musik unterschieden wird. Im Romeo gebe es Stellen wie in der Musik, die ewig wirken. Und Musik und Malerei seien bei den Alten gewiß eben so oft „in schiefer Richtung, unrichtige Mischung wie plastische Künste bei uns". Besteht hier ein geheimer Zusammenhang mit unserer dürftigen Kenntnis von Musik und Malerei im Altertum? Bleibt hingegen für unsere Ära zu erwarten, daß für spätere Zeiten just von ihnen bewahrt werden werde, als den gültigen Zeugnissen der abendländischen Kulturfolge?

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Im Dezember 1811 schreibt S. T. Coleridge von seiner Überraschung, als nach einem seiner Vorträge über Romeo und Julia ein Deutscher auf ihn zugekommen sei, ihm zu sagen, daß er, wäre es möglich, annehmen müsse, Coleridge habe zuvor die Vorträge Friedrich Schlegels in Wien gehört. Bei näherem Eingehen hierauf zeigte es sich, daß laut Coleridge eine verblüffende Übereinstimmung vorliege, obwohl keiner von beiden von einander bis auf diesen Tag gewußt hatte, nimmt man eine flüchtige Kenntnis von Schlegels Übersetzungen aus dem Spanischen auf seiten des Briten aus. Coleridge kommt weiter darauf, daß die bis in Einzelheiten der Darstellung gehende Übereinstimmung wahrscheinlich der Aneignung von Kants Philosophie bei beiden Verfassern entstamme. Nicht ohne sich artig zu verbeugen, fügt er an, er komme aus kritischer Begründung, nicht etwa aus Selbstschmeichelei dazu anzunehmen, es bedürfe lediglich desselben gründlichen Studiums etwa der Kritik der Vernunft, daß zwei „nahezu in gleicher natürlicher Begabung dasselbe erstrebende" Geister wie Schlegel und er selbst es für gewiß erweisen, man komme zu denselben Schlüssen, unternehme man nur einmütig vom selben Prinzip ausgehend hüben wie drüben dieselbe Aufgabe, ob es auch immer in Unkenntnis des anderen Publizisten geschehe.

Es fügt sich gut, daß nunmehr beide, Schlegel wie Coleridge, Erzväter in beiden Sprachen der modernen großen literarischen Kritik, Erstausgaben ihrer Notizhefte bekommen. Miß Kathleen Coburn gibt bei Routledge and Kegan Paul in London sukzessive das Monumentalwerk der mit 55 Heften den verbliebenen Schlegelschen kaum nachstehenden Hinterlassenschaft der Notizbuchaufzeichnungen Coleridges heraus.

Davon sich anzueignen, sollten die Wachsten und Regsten nicht unterlassen, wie man es auch jedem hironymeischen Goldgräber ins Gehäus wünschen mag — ruhiger, reiner und schöner soll es nach einem Wort des Kirchenvaters in uns allemal sein, so wir den rechten Weg einschlagen: Wert, Rang und Inhalt dieser spät uns zugänglich gewordenen Aufzeichnungen bestätigen uns in unseren besten Veranlagungen, sollten wir sie uns vorenthalten? *W. Windthorst*

Zur Liselotte-Legende

Leopold Ranke, der die erste große Sammlung von Liselotte-Briefen herausgegeben hat, sah in der Herzogin von Orleans, die über fünfzig Jahre ihres Lebens als eine der ersten Frauen des Landes in Frankreich verbracht hat, den überzeugendsten Beweis für die Unvereinbarkeit deutschen und französischen Wesens. Für Nationalgeschichtsschreiber ist das keine Feststellung, sondern eine Wertung. Es blieb das Stichwort für die große Stuttgarter Briefausgabe und für die vielen populären Auswahlbände. Das führte zu einer Literatur, die in Liselotte von der Pfalz die Überlegenheit des deutschen Charakters selbstgefällig bestätigt sieht: eine biedere, schlichte Frau am sittenlosen Hofe Ludwigs XIV., die durch dynastische Heiratspolitik in die Fremde verschlagene deutsche Prinzessin, unglücklich und stets von der Sehnsucht nach der Heimat erfüllt.

Das ließ die Gegenseite nicht auf sich sitzen. Es gibt ein französisches Schrifttum, das in Elisabeth Charlotte, in der Madame, mit ihren schlechten Manieren und Anmaßun-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

gen, in ihrer Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit zumindest einen Schönheitsfehler in der Umgebung von Ludwig XIV. sieht. Man nahm nicht ungern die Deutsche beim Wort. Das die französischen Zustände streng aburteilende Sittenrichtertum der Liselotte, deren Vater ein regelrechter Bigamist war und die wissen mußte, daß die zeitgenössischen deutschen Höfe wahrlich alles andere als moralische Anstalten seien, hielt im Bunde mit Verleumdungen, denen sie sich durch ihren auch in politischen Dingen allzu losen Mund nicht ohne Schuld schon zu ihren Lebzeiten ausgesetzt hatte, dazu her, die Madame zu einer pflichtvergessenen französischen Fürstin zu stempeln. Besonders gerne wurde ihr angekreidet, daß sie nicht wahrhaben wollte, aus einer armseligen Residenz mit drei Hemden an den glanzvollen Hof des Sonnenkönigs gekommen zu sein, wo sie sich dann mit Selbstverständlichkeit all dem Pomp hingab, den sie sich kraft ihrer Stellung als Frau des einzigen Bruders des Königs leisten konnte.

In ihren Briefen führt Liselotte öfters einen Spruch ihrer einstigen Hofmeisterin an: „Es geht nirgendts wunderlicher her alss in der welt." Das hat sich in ihrem Nachleben bestätigt. Aus den unzähligen Briefen zitierte ein jeder, was ihm paßte. Erst jetzt liegt ein Buch vor, das liselottisch vorgeht, indem es dem zu seinem Rechte verhilft, was die Briefe der Pfälzerin zu einem unübertrefflichen menschlichen Dokument macht, dem gesunden Menschenverstand: *Mathilde Knoop: „Madame.* Liselotte von der Pfalz. Ein Lebensbild" (Stuttgart 1957, K. F. Koehler. Mit 12 Kunsttafeln. Geb. DM 9,80) gibt die erste deutsche Biographie, die der Persönlichkeit der Heidelberger Schwägerin von Ludwig XIV. und den Gestalten um sie sowohl von innen heraus als auch vom kulturellen und politischen Hintergrund her gerecht wird. Die Verfasserin hält sich eben an die Tatsachen und läßt sie möglichst ungetrübt von patriotischen und moralisierenden Doktrinen zu Worte kommen.

Die Legenden um Liselotte waren seit langem unhaltbar. Die Grundeinstellung der Herzogin von Orleans zu Ludwig XIV. ist durch den entscheidenden Fund von Michael Strich (1912) geklärt worden. Ist damit eine deutsche Grundthese hinfällig, so hat andererseits die neuere französische Literatur über ihren Sohn den Regenten Philipp II., der Madame jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihr als Mutter des Mannes gebührt, der zur Führung der Geschicke Frankreichs würdig war wie nur ganz wenige. Die Verfasserin kennt vorzüglich die einschlägige Literatur und berücksichtigt sie mit großem psychologischem Verständnis. Daher kann sie auch von der Ehe der Liselotte mit dem mehr unglücklichen als unedlen Philipp I. ein Bild geben, das der komplizierten Situation entspricht.

Liselotte hat gewußt, daß ihr Mann, der seine militärischen Tugenden glänzend beweisen konnte, zu Besserem berufen gewesen wäre, hätte nicht der König den Bruder in angstvoller Erinnerung an die Fronde von allen Ämtern ferngehalten. Liselotte kannte die Großzügigkeit ihres Mannes ihren Verwandten gegenüber. Sie verzieh ihm schließlich sogar, daß er die Verheiratung des Sohnes durch den König mit dessen Lieblingstochter von Mme. Montespan nicht verhindert hat. Ihre späten Briefe zeigen, daß sie Philipp sehr gern gehabt hatte und er ihr in der Erinnerung wohltuend gegenwärtig war. Bei der Beschreibung des Enkels aus der Verbindung ihres Sohnes mit einer kleinen Tänzerin, den sie sehr hübsch fand, versäumte sie niemals hervorzuheben, er wäre ihm ähnlich, dem Monsieur selig. Es war das der Enkel, den Liselotte so liebte, daß sie total vergaß, über die Bastardwirtschaft zu poltern. Am liebsten hätte sie ihm mit zwanzig Jahren den Kardinalshut verschafft, ließ nicht locker, bis er Herzog wurde, und führte bei seiner „These" in der Sorbonne mit ihren Garden und ihrer ganzen Hofhaltung ein Theater auf, das selbst denen zu viel war, die un-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ter Ludwig XIV. so manches erlebt hatten.

Bei der Darstellung der Beziehungen der Liselotte zu Mme. Maintenon räumt Mathilde Knoop mit all dem auf, was in der deutschen Literatur über die „Königsmaitresse" herabsetzend vorgetischt wird. Allerdings dürfte hierzu gesagt werden, daß die Verfasserin manche Akzente anders gesetzt hätte, wäre sie nicht in der Ansicht befangen, Liselotte von der Pfalz sei ernstlich religiös gewesen. In Wahrheit war die Bibel das beste und fast einzige deutsche Buch, das sie zur Hand hatte. Psalmen sang sie aus Erinnerung an die Kinderzeit. In der Messe ist sie oft eingeschlafen, gelegentlich laut.

Liselotte sagte gerne, sie habe eine kleine Religion für sich. Das findet man auch in der kürzlich erschienenen Neubearbeitung der einst in „Die Bücher der Rose" sehr verbreitet gewesenen Auswahl von Wilhelm Langewiesche durch *Margarete Westphal: „Die Briefe der Liselotte"* (Ebenhausen 1958, Langewiesche-Brandt. Mit Kunsttafeln. DM 16,80). Der schöne Band gibt köstliche Beispiele für die Resolutheit, mit der die Pfälzerin religiöse Probleme löste oder vom Tisch wischte. Vom Jenseitsglauben hielt sie jedenfalls nichts. Ihr Menschenverstand verbot ihn ihr, wie sie an Kurfürstin Sophie schrieb: „Ich habe heute ein schreiben von meines bruders gemahlin empfangen; die ist sehr dévot und macht mir eine lange Predigt, wie daß der tod nicht zu scheuen seie . . . Ich bin weit von solcher perfektion, ich muß es gestehen, und der starke glaube ist leider meine sache gar nicht; ich sage ‚leider', weilen ich sehe, daß es glücklich macht, und ich halte vor ein groß glück, weilen man ja sterben muß, persuadiert sein zu können, daß man nach dem tod viel glücklicher als vorher sein kann und also mit freuden stirbt. Ich bin so grob, daß ich gestehen muß, daß ich ohne meine sinnen nichts angenehmes begreifen kann, und es will mir nicht in kopf, wie ich ohne meine augen was schönes sehen kann, noch ohne meine ohren was angenehmes hören, noch ohne kopf denken, und das hindert sehr meine freude zum sterben. Ich kanns nicht leugnen, bin in dem fall weit von meinem bruder selig, so den vorschmack des ewigen Lebens empfunden."

„Die größte Feindschaft des Jahrhunderts", die mit Mme. Maintenon, war nicht bloß durch die unbeschreiblichen Torheiten der Deutschen und durch die Kränkung bedingt, daß Ludwig XIV., der einzige Mann, den die Herzogin von Orleans ihrer Liebe würdig gefunden hätte, die einstige Erzieherin seiner Kinder von Mme. Montespan geheiratet hat. Der eigentliche Grund liegt im unüberbrückbaren Gegensatz zweier Naturen und im Widerstreit ihrer Geistigkeit.

Mme. Maintenon war beherrscht, doch im stillen fanatisch ihren Überzeugungen und Zielen hingegeben; Liselotte war leidenschaftlich und dennoch tolerant. Die Französin, obrigkeitsfromm und ganz im gegenreformatorischen Fahrwasser, begünstigte die unheilvollen Maßnahmen des Königs gegen die Protestanten, sie wollte das Rad der Zeit zurückdrehen, die Gewissensfreiheit aufheben. Die Deutsche war geistig aufgeschlossen, wurde von jeder Unduldsamkeit angewidert, fühlte sich von der zunehmenden Bigotterie des alternden Königs abgestoßen. Außer der Friedensliebe der beiden Frauen bot sich in der Politik überhaupt keine Brücke der Verständigung zwischen ihnen. Liselotte hegte in ihrem Herzen fortschrittliche Prinzipien, die, wenn es darauf ankam, stärker waren als ihr viel beredeter Standesstolz. Sie revoltierte gegen jedes Unrecht. Es war nicht ihre Schuld, wenn das nur in ihren Briefen geschehen konnte. Es ist als ob die Rollen vertauscht gewesen wären. Liselotte hatte eine Einstellung, die man so gerne Franzosen zuschrieb, bei Mme. Maintenon war es umgekehrt. Liselotte gehörte wie ihre Tante Sophie — die von ihr so geliebte und über alles geschätzte hochgebildete Kurfürstin von Hannover — und ihr Sohn, der Regent, in die Linie, die zur Aufklärung führt.

E. F. Podach

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Alles, was je schrieb

„Im Garten: rannten alle Blätter wild durcheinander; Zweige wichen hastig Unsichtbarem aus; Äste schaukelten und knurrten; dann kams an mich und stemmte an meiner Brust, segelte in meinem Mantel und machte mirs Haar lebendig". Kein Wortetikett „Wind" wird in die Bäume gehängt, Wind geschieht auf unserer leibeigenen Haut. — Das Textstück stehe als Beispiel für jene distanzlosdichte Prosa, die Arno Schmidt schreibt, am Anfang. Daß Distanzlosigkeit — und darüber ohnmächtiges Befremdetsein — Jahrhundertschicksal ist, sei ebenfalls eingangs erinnert: „Mein Geist zwang mich, alle Dinge in einer unheimlichen Nähe zu sehen: so wie ich einmal in einem Vergrößerungsglas ein Stück von der Haut meines kleinen Fingers gesehen hatte, das einem Blachfeld mit Furchen und Höhlen glich, so ging es mir mit den Menschen und ihren Handlungen", heißt es 1901 in Hofmannsthals Brief des Lord Chandos. Inzwischen haben wir gelernt, daß Distanzlosigkeit und Dicht-heran-sein auch dichter und intensiver schreiben lassen, mit der Optik auch die Syntax ändern; mit dem „vereinfachenden Blick der Gewohnheit" kann nicht mehr gesehen, mit dem fotografischgetreuen Vokabelschatz der Urgroßväter nicht mehr fixiert werden. Distanzlosigkeit ist unkonventionell.

Was ereignet sich, wenn ein so provozierend distanzloser Autor wie Arno Schmidt an Historisches, an Fälle der Literaturgeschichte gerät? Läßt er von sich Besitz ergreifen, wird er geradezu Wohn- und Einfamilienhaus eines Schreibenden von einst? Oder nimmt er die toten Nicht-Toten nur kurzfristig in Pension, um ihre Antiquiertheiten wie Modernitäten kennenzulernen, sie danach in unseren Tag einzulassen oder sie in den Hades zurückzuschicken? Überrumpeltwerden, Sich-überrumpeln-lassen, und dazu gehört immer eine Portion unbewältigter Jugendliebe, wäre Antwort eins: die undistanzierte Vergangenheit. Und: Prüfen auf Nähe-Möglichkeit, das zeitgenössische Element oder contemporanéité, und das bemüht Haß oder Bewunderung, wäre Antwort zwei: die kritisch distanzierte oder nicht distanzierte Vergangenheit.

Zwei Bücher liefern die Antworten: *„Dya-Na-Sore"*, Gespräche in einer Bibliothek — und — *„Fouqué und einige seiner Zeitgenossen"*, Biographischer Versuch; beide im Stahlberg-Verlag in Karlsruhe erschienen.

Der „Fouqué" erschließt mit seinen 587 Seiten einen Romantiker, den Gotiker unter den Romantikern, wenn man präzisieren will. „Dya-Na-Sore" ist den Autoren Meyer, Schnabel, Goethe, Karl May, Stifter, Wieland, Cooper, Klopstock und Karl Philipp Moritz gewidmet. Die Reihe muß man bunt heißen, und nicht aus jedem Sich-Widmen wird Widmung an den Leser. Festzuhalten ist jedoch, daß die 425 Seiten der Bibliotheksgespräche — beispielhaft lebendige Funkessays, was man erfreulicherweise auch nicht weglügt, den Gong, die Musik und Regieanweisungen mitdruckt — keinen Romantiker auftreten lassen. La Lumière, das Licht des 18. Jahrhunderts, die Aufklärung: strahlt meist auf die Szene.

Schießen wir eine Anekdote ein. Als Wilhelm von Bode, dem man das Kaiser-Friedrich-Museum verdankt, jahrhundertanfangs in Italien Italiener, Renaissance natürlich, kaufte, bekam er einen jener damals unbegreiflich verschrobenen Grecos gratis dazu; langleibige Flammenwelt des später erst entdeckten und preishoch geschätzten Manierismus als Rabattmarke. — Die Anekdote besagt nichts anderes, als daß jeder Vergangenheit von Qualität einmal die fieberhafte Stunde des Wiederentdecktwerdens naht; für Greco schlug sie mit den vehementen Uhren des Expressionismus.

In den Bibliotheksgesprächen Arno Schmidts geschieht eine solche Wiederentdeckung, unter mehreren übrigens; Findung muß man sie heißen: „Der düster-rüstige, die ganze Jäger- und Sammelstufe der Menschheit ver-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

körpernde ‚Lederstrumpf', eine der ganz großen Archetypen der Literatur." Parzival, Ahasver, Faust werden daneben genannt. — Das im Cooper zu finden, bedarf jenes in den Märchen vorkommenden scharfen Blicks, der so penetrant auf die träumenden Zeitgenossen wirkt, daß man ihn durch schwarze Binden bändigen muß. Gewiß ahnte man im kindheitserinnerten und unvergeßlichen Cooper immer mehr, als die für Jugend verstümmelte Ausgabe noch behielt; und später, im Ganztext gelesen, erweiterte sich das Panorama zum amerikanischen Homer, dichterischer Fundgrube für die Sitten- und Kulturgeschichte des immer aktuelleren Landes. — Doch mußte das weitere 19. Jahrhundert seit dem ersten Erscheinen des Cooper dahingehen, Geschichte als Wissenschaft tiefschichtig hinabdringen, „Urgeschichte der Menschheit" formuliert werden, Adama von Scheltema Vorgeschichte schreiben und das Jahrbuch IPEK für prähistorische und ethnographische Kunst erscheinen; die vergleichsweise „Expressionismuszeit" für den „Lederstrumpf" geschehen. Auch dann ist Zuordnen und dem Altvertraut-Unbewußten in uns mit solchem Aufhellen zu entsprechen: nahezu Geniegriff. Unbewußten Arche-Traum, unsere nie recht begriffene Cooper-Liebe lehrt solche Erkenntnis denkend beantworten.

„Dya-Na-Sore, blondeste der Bestien" gilt als das Gegenstück: die Hitlerbarbarei, vorausentworfen im Staatsroman des österreichisch dienenden Kanoniers Meyer aus Ansbach; eines späteren Herrn von Meyern, der dann als Organisator des Landsturms contra Napoleon wirkte. Böse Urinstinkte der Deutschen diktieren das Buchopus, das sich wie chauvinistisches Urgesetz liest: „Eine Erde ohne Verwüstung, eine Nation ohne Krieg: wären ein Unglück, das man durch Gebet abwenden sollte! Krieg ist Wachen, Friede Schlaf!" Und dies wirklich ein Originalzitat, dessen weiterlebende Gesinnung man in Spenglers „Jahre der Entscheidung" nachlesen kann.

Unter denen, die aus Arno Schmidts Quarantäne in den Hades zurückgeschickt werden: befindet sich — unverzeihlicherweise, wie zornige Rezensionen meinen — Adalbert Stifter mit seinem „Nachsommer". Schon Hebbel, der mitunter selbst langweilige Stücke schrieb, kritisierte den Roman. Und Egon Friedell, der wiederum Hebbel zitierte, wies auf die „Valeurs", Wärme und Humanität des Autors Stifter hin. Aber meint Arno Schmidt wirklich den Stifter in seiner eigenen Zeit, in der Resignation wie Infektion lauerte, Humanitas mit dem Bildungsbürgertum abzudanken schien? Gilt Affront nicht der Stiftermode, unseren Ewig-nie-Sehenden, die noch auf Atombomben gehäkelte Deckchen legen, als seien es empfangsbereite Biedermeiersessel? Augenschließen und Schweigen präsentieren die stille Form des Mitverbrechens: die „sanfte Unmenschlichkeit", wie es Schmidt nennt, der die heiliggesprochene Idyllflucht des „Nachsommers" anprangert. „Sei es nur Akt ausgleichender Gerechtigkeit", vermerkt der Schluß seiner Kritik.

Zwischenspiele. Auch ein Toter wird noch einmal totgeschossen, was kein Mord ist; Klopstocks „Messias" fand schon Grabbes Teufel in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" fade und sank nach Lektüre weniger Verse in einem der vorerwähnten Biedermeiersessel in Abgrundschlaf.

Und der Name Karl May liefert jeder Art Kritik von Seiten „Hochliteratur", wie Arno Schmidt sagt, natürlich alle Arten zubeißender Gebisse. Man übersehe nicht, daß eine der giftigsten Nietzsche-Satiren in dem Stück steckt. Auch greift hier, wie bei Cooper, ein Jugenderlebnis nach Arno Schmidt und läßt ihn Gerechtigkeit suchen; denn nebenher: die original-zitierten Stellen erweisen das Dichterische im Hochstapler Karl May.

Entdecken und Entlarven: sind Funktion der „Dya-Na-Sore"-Stücke; unter Ausschluß der Romantik, wie wir vorbemerkten. — Warum schrieb

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

er den „Fouqué", in den er sich verlor und so abgründig, daß eine monumentale Biographie über den Dichter eines einzigen, heute noch lesbaren romantischen Märchens, der „Undine" entstand? Er wußte durchaus, wem er mit dem restaurativ gesinnten Neugotiker zehn Arbeitsjahre opferte; als Radio-Essay-Sendung hieß das in Kurzfassung eindeutig: „Anachronismus als Vollendung". Der Ritter Fouqué verwirklicht und vollendet seinen mittelalterlichen Chevalierstraum in schon sehr bürgerlichen Biedermeier-Interieurs. In ihnen wird er schreibender Don Quixote und, wenn es leibhafter zugeht, wie in puncto Erotica, auch geprellter Sancho Pansa. Der Zehnjahrstraum der Biographie-Arbeit, der Arno Schmidt als Unkritisch-Liebenden überrumpelte, galt wohl der geheimen Freude am mageren, großgliedrigen Traummann, von dem er selbst ein wenig Abbild in dieser Zeit ist: samt Sancho Pansa, seinem bissig schreibenden Mutterwitz. — Wenn es ein Gesetz der Kehrseite gibt, der „Fouqué" zeigt es. Der distanzlos harte Autor, Provokateur und gern auch enfant terrible, hat ein heimliches Verhältnis zur Welt der Hierarchien und Distanzen, der Embleme, Rüstungen und Uniformen; und einen scheuen Knabenglauben, der dieses rudimentäre Mittelalter noch verehrt.

„Alles, was je schrieb, in Liebe und Haß, als immerfort mitlebend zu behandeln", notiert das Vorwort des Essaybuchs als Programm. Hier behandelt er, was in ihm, wohl ungewußt, noch mitlebt: realisiert ein unverlierbares Knabentum mit Freude an Abenteuern und Heldenzeit. Doch durch wissenschaftliche Gerüste mit Büchern und Zettelkästen hat er es fast weise getarnt. Geschichte als Versteckspiel; denn wir glauben ihm nicht, daß er die Ritterbücher des Chevaliers ernstnimmt. *Günter Oliass*

ro ro ro

Romane 1,90

Samuel Beckett
Murphy
Nora Waln
Süße Frucht, bittre Frucht - China
Jack Reynolds
• Versuchung in Bangkok

Klassiker 1,90

Platon
Sämtliche Werke Band VI
Nomoi

Monographien 2,20

RICHARD WAGNER

Wissenschaft 1,90

Albert Camus
Der Mythos von Sisyphos
Ein Versuch über das Absurde
Hans Jantzen
Ottonische Kunst

• Doppelbände 3,30

Bitte fordern Sie Prospekte vom Rowohlt Taschenbuch Verlag Hamburg

In jeder Buchhandlung

Neu im Juni

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Lyrisches

Die Städtischen Volksbüchereien Dortmund haben eine von *Horst Wolff* zusammengestelltes, 85 Seiten starkes Büchlein *„Lyrik unserer Zeit"* mit 17 Autorenfotos und 4 Faksimiles erscheinen lassen. Der Schul- und Kulturdezernent Karl Hansmeyer gesteht mit einer gewissen Fassungslosigkeit, er habe das Vorhaben gerne unterstützt, weil er der Auffassung sei, daß das Lesen von Gedichten nicht nur eine Angelegenheit von wenigen sein wolle. Die Sammlung solle eine Brükke zwischen Autor und Leser schlagen. Die Verse unserer Zeit rissen Zukünftiges herein.

Das Orchester „lyrischer" Stimmen hebt mit einer leidenschaftlichen Interpretation von Günter Eichs „Nachhut" durch Karl Korn an. Sie überträgt die Diskussion vom Gedicht auf die Situation der Zeit, sie interpretiert weniger als sie attackiert und zwar den vom Wirtschaftswunder gespeisten Bürger. Sie identifiziert also Interpretation eines Gedichts mit staatspolitischer Erziehung und Aufklärung. Ein solches Unternehmen ist durchaus fragwürdig, denn es deutet nicht die Leistung, sondern die Absicht, nicht die Gehaltformung, sondern den Willen dazu.

Es folgen 47 Gedichte von 34 Autoren; die meisten von ihnen führen mit mehr oder weniger langen Bekenntnissen ihre Produkte ein. Sie haben einander gegenseitig längst entdeckt. Nur drei wirklich bedeutende lyrische Gedichte lassen sich hier finden: Krolows „Schlaf im Mittagslicht", Höllerers „So schlafen, so wachen" (beide in goethescher Diktion) und Eichs Verse. Der Rest — mit Ausnahme von Schwedhelms Probe — ist ein Vokabelarrangement, das durch versähnliche Anordnungen Bedeutendes auszusagen wünscht. Dieses Bedeutende wird aber nur angedeutet und sorgfältig ausgespart. Die Zeilen stehen unter dem unausgesprochenen Motto „Verse für Versemacher geschrieben".

Nun glauben wir durchaus nicht, nur Formtraditionelles begreifen und schätzen zu können, doch legen wir Wert darauf, uns kein X für ein V vormachen zu lassen. Alle Kunst beginnt beim Können, beim Handwerklichen, und dieses fehlt fast durchweg. Vokabel- und Bildassoziationen an sich mögen interessant sein, mehr nicht. Dieser barocke Expressionismus hat sich in einer Sackgasse versammelt.

Einem der Anthologisten, *Ernst Meister,* wird von der eifrigen Eremitenpresse, Stierstadt im Taunus (die das Experiment an erste Stelle setzt und, wie sie feststellt, auf letzte Fertigkeit keinen Wert legt) ein eigener Rahmen mit seiner Versesammlung *Pythiusa* (28 S.) gestiftet. Brüchige, von Lammskeletten, Schnecken, Zähren, Nachen und Fragezeichen durchzogene Sätze oder Halbsätze geben einen unkentiefen Schmerz an dieser Welt zu erkennen. Es ist nicht einleuchtend, weshalb sich der Verfasser bis nach Ibiza begeben mußte, um dieses Bändchen zu schreiben. In „Lyrik unserer Zeit" doziert er: „Unser Heute? Es ist, mit seiner Gefahr, das Fazit einer schlechten Furcht, die sich am innersten Geist des Lebens vorbei gebangt hat und von ihrem Bankrott, im Taumel fetter Zeiten, Auskunft gibt allein mittels Schwätzens von Gefahr." Das also will sein Gedicht nicht sein. Für ihn muß das Gedicht „bei sich selbst bleiben und darf auf teilnehmende Selbste rechnen." Das tut es auch.

Als ein weiteres Experiment sendet die Eremitenpresse *„Die makabren Zeichnungen des merkwürdigen Herrn Schreib"* mit vierzehn lyrischen Zitaten in die Welt. „Kritzeln kommt von Kratzen", sagt der Federführer *Werner Schreib.* „Er nahm fremdes und eigenes hervor, breitete fein säuberlich Blatt neben Blatt, betrachtete alles lange und traf eine Auswahl: Lyrisch — graphisch, lyrisch — graphisch. Filigran zu Filigran. Eins, zwei, drei, vier . . ." So entstanden sehr feinlinige Kritzeleien, für die sich Werner Schreib bei dem Herrn Verleger und sich selbst bedankt. Sie sind eine völlig adäquate Interpretation von sinnverweigernden Wörterbucharrangements. (P. S. Die

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Empfehlung des Kritzlers im Vorwort, eine Genußlupe zu gebrauchen, haben wir befolgt.)

Der Claassen Verlag, Hamburg, legt ein 65 Seiten starkes Versbüchlein *Bild + Zeichen" von Walter Helmut Fritz* vor. Es fügt neue Bilder und Zeichen zu dem vor einiger Zeit erschienenen schwachen Erstlingsband *„Achtsam sein"* (Vorstadtpresse, Biel) hinzu. Diese Sammlung gibt zur Nachdenklichkeit Anlaß. Der Titel ist gut geprägt, denn diese merkwürdig sauberen und gut geschauten Bilder sind wie auf die Wand geschriebene Zeichen, impressionistische Expressionen, d. h. sie ergeben ein wundersames Tapetenmuster. Fritz führt den Leser davor hin, denn die Bilder sollen für sich selber sprechen. Diese Zeichen erscheinen aber nur selten als Symbole. Die epischen Verse sind still, gekonnt, sie sind verläßliche Materialien, Bausteine, Skizzen, Reisebilder, aus Traumgegenden der Wirklichkeit, sehr passiv und haben es ein wenig zu häufig mit der Appellation zu tun. Interessant — wie sich Volksschullesebuchsätze ins Poetische begeben. Als Geleitpatrone fungieren Klee, Krolow, Höllerer, Bachmann und der bei solchen Exerzitien als Folie zu zitierende Klopstock. Fritz sieht die Maske der Welt durch die Maske des Poeten. Wir sehen zuweilen nur die ausgestanzte Maske. Es ist sehr zu hoffen, daß der Autor sich seiner Kreise wird entheben können, nicht ohne sein Talent auf höhere Ebenen mit weiterer und perspektivischerer Sicht mitzunehmen. Gelingt ihm dies nicht, so wird ihm eine malerische Monotonie als größte Abwechslung verbleiben müssen und die gregorianisch vorgetragenen Mysterien werden ohne Geheimnisse sein.

Friedrich Torberg, der umsichtige Herausgeber der österreichischen Zeitschrift „Forum" und Herausgeber des literarischen Gesamtwerkes von Fritz von Herzmanovsky-Orlando, bietet in einem schmalen, bei Albert Langen-Georg Müller, München, erschienenen Band *„Lebenslied"* (77 S.) Gedichte aus fünfundzwanzig Jahren. Sie sind sorgfältig gearbeitet und haben den Mut, Neues aus der kontinuierlichen Tradition zu schöpfen. Im Gegensatz zu den heute beliebten unverbindlichen, leicht moros gefärbten Lebenssplittern, vermitteln sie eine verbindliche Persönlichkeit, die sich nicht scheut, die Dinge bei ihrem verständlichen (manchmal allerdings etwas allzuverständlichen) Namen zu nennen. Die Gedichte sind sehr österreichisch, besser Wien-beseelt, oft gemahnen sie an Anton Wildgans, ohne Sentimentalitäten zu nahe zu kommen. Das Kaleidoskop der Themen erstreckt sich von „Hebräischen Melodien" über Liebes- und Lebenslieder bis zu „Wiener Sonetten" und zur Elegie „Auf den Tod eines Fußballspielers", die ebensogut in einer Sekundärausgabe von „Wien — wörtlich" hätte stehen können. — Als bedeutend erkennen wir das den Band eröffnende „Lebenslied" an und die politischen Mahngedichte „Und du weißt es nicht" und „Schlaflied für eine deutsche Mutter". Von Paul Gerhardscher Prägung und Signifikanz ist das letzte, „Fürbitte".

Thomas O. Brandt

Algrens Wildnis

„Wildnis des Lebens", ein um 1930 in USA spielender Roman, von *Nelson Algren* geschrieben, bei Rowohlt ediert (331 S. DM 15,80), beginnt mit zeitrafferischen, auch dichterisch überhöhten Fixierungen von Milieu und Genealogie seines Helden, eines armseligen Landjungen, Sohn eines halbirren Amateurpredigers und gewesenen Säufers im Süden der Vereinigten Staaten, auf dem Lande. Misere peripherer Armutshütten bewegt den Zirkel, sein Umschlag endet beim Ausgangspunkt, im primitiven Café einer von fatalen Erfahrungen gehärteten noch jugendlichen Dame namens Teresina, die aus Mexiko stammt. Bevor Dove, der sehr jugendliche Held, nach New Orleans trampend sein Glück auf manche Weise versucht und dabei in den sogenannten „Abschaum" gerät, bevor er in einer verrufenen Vorstadtstraße New Orleans fast vor die Hunde

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

geht und blind geprügelt wird, erfährt er, zuhause noch, Unterweisung in Liebe, von jener Teresina, in deren Butike er halbwüchsig als Faktotum wirkend vor dem Hunger bewahrt wird. Ein vom nichtstuerischen Bruder ihm abgezwungener winziger Griff in Teresinas Cafékasse erbringt ihm den wortwörtlichen Fußtritt, Hinauswurf. Die Stoßrichtung führt ins erwähnte Elend New Orleans'. Anfangs der 30er Jahre, wirtschaftliche Depression, noch Zeit des heißen Dixieland. Der des Lesens und Schreibens unkundige Dove erklimmt die soziale Leiter auf keine Weise. In die Knäuel von Gier, Alkohol, Eifersucht und Rachedurst verstrickt, wird er von einem beinlosen, quasi auf „fahrbaren Untersatz" montierten einstigen Athleten blind und halbtot geschlagen. Das Elend der Ärmsten kulminiert in Mordlust. Wahr ist, daß diesem Autor Nelson Algren von Hemingway große Zukunft vorausgesagt wurde, auch, daß die angelsächsische Kritik ihm nun, für dieses Buch, „etwas von Gorkis Größe" attestiert. Algren kennt das Milieu, das er in scharfer Zeichnung und mit genauen Farben schildert. Er kennt den Menschen in der Tiefe seiner Möglichkeiten, zu stürzen. Es gibt in dem Buch von Nelson Algren Schicksalskurven, Figuren wie die einstige farbige Lehrerin, die betrogen und getreten in die Unterwelt fiel und dort zu leuchten beginnt, kein phosphoreszierendes Leuchten der Fäulnis, sondern absoluten Lichts: Güte und Liebe im Abgrund. Man mag dennoch bezweifeln, ob „die Folklore der Verzweifelten und Enterbten", um jene angelsächsischen Urteile nochmals zu zitieren, der künstlerischen Notwendigkeit genüge. Auch Überzeichnung — hier der Untergangsmöglichkeiten — und Ausschließlichkeit der Milieuwahl drängen zur Einseitigkeit, behindern Komplexität. Noch ist Nelson Algren (Autor des verfilmten Romans „Der Mann mit dem goldenen Arm") ein Romantiker des Elends. Sein Ansatzpunkt, die Preisgegebenheit, gibt ihm oft dichterische Intensität für eine Gestaltung, die Faulknersche Formelemente zu adaptieren weiß.

Hermann Stahl

Entlarvung

Man könnte *Françoise Mallet-Joris* — 1958 ausgezeichnet mit dem Prix Fémina —, von der jetzt das zweite Buch, *„Die Verlogenen"* (Berlin 1959, Ullstein. 301 S. DM 18,50), in deutscher Übersetzung vorliegt, eine Fanatikerin der Wahrhaftigkeit nenne.n In den bei uns unter dem Titel „Der dunkle Morgen" zusammengefaßten Romanen „Le Rempart des Béguines" und „La Chambre Rouge" kommt dies weniger in unmittelbarer Kritik an der Umwelt zum Ausdruck als in der schwer überbietbaren Aufrichtigkeit, mit der Françoise Mallet-Joris die Entwicklung eines früh erwachten und früh enttäuschten Mädchens schildert, dessen Reaktionen die Umwelt indirekt anklagen, und auch nicht in erster Linie der Lüge. In dem Roman „Die Verlogenen" dagegen ist das Aufdecken der Doppelgesichtigkeit menschlichen Verhaltens das eigentliche Thema.

Die Gegebenheiten sind nicht besonders originell: ein reicher, bereits vom Tode gezeichneter Mann, der sich als Wohltäter aufspielt, um seine Machtgelüste befriedigen zu können, die Verwandten, die sehnsüchtig auf die Erbschaft warten, und eine außereheliche Tochter, von der zu erwarten ist, daß sie die Hoffnungen der Verwandten zunichte machen wird. Die Sprache wechselt zudem zwischen Ursprünglichkeit, einem Stil von erstaunlicher Prägnanz, und Klischee. Was aber eine durchaus eigene Begabung verrät, ist die Handlungsführung. Françoise Mallet-Joris begnügt sich nicht damit zu moralisieren; sie setzt vielmehr ihre Kritik um in Aktion, und zwar läßt sie es zu einer scheinbar völlig vernunftwidrigen Tat kommen, die nicht nur um so deutlicher den Abscheu der Autorin vor der Welt der Lüge enthüllt sondern auch das Verhängnis, zu dem Verlogenheit werden kann.

Hildegard Ahemm

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Oskar

Die Sprache des Romans von *Edzard Schaper: „Das Tier oder Die Geschichte eines Bären, der Oskar hieß"* (Frankfurt 1958, S. Fischer. 328 S. DM 15,80) nährt sich aus der Tradition und erfaßt ihre Inhalte so, daß man die Sprache darüber vergißt: mehr kann auch die modernste nicht leisten, will sie nicht Vokabelschlägerei bleiben. Die Geschichte des an der litauischen Grenze aufgewachsenen Oskar und seiner Eltern, des Streckenwärterehepaares, ihre Flucht, Zuflucht und ihr Tod bewegen den Leser; Beschreibung und Handlung gehen in eins, die Neigung zum Schildern ordnet sich dem Ganzen unter, die Personen stehen da als die, die sie sind. Aber die epische Erzählweise, die in allen Relativitäten des Lebens den Menschen als einzigen Bezugspunkt sieht, geht im zweiten Teil über in eine Symbolgeschichte mit einem prononcierten „Sinn", in ein novellistisches Genus mit einem „Falken", hier einer Bärenhaut. Aber weil sie Haut und nicht Bär ist, wenn auch als nahezu allegorisches Symbol für die Mittelbarkeit eines entstellten Lebens gedacht, so doch gedacht ist, muß der Autor sich mühen, Leiden und Scham Oskars in diesem Fell, in dem er vor den Touristen seine Kapriolen zu schlagen hat, zu erklären, muß ihn ausstatten mit intellektuellen Einsichten in das soziologische Gefüge der Touristengruppen und zugleich mit Blindheit vor der Hinterhältigkeit Lacis', seines Brotherrn.

Die Form der rückblickenden Ich-Erzählung macht unglaubhaft, daß Oskar nicht wissen soll, was der Leser längst schon weiß; die Simplicius-Einfalt wird künstlich, die inneren Proportionen komplizieren sich zu Errechnungen eines Bedeutungszusammenhangs. Der clevere Fotograf Lacis, der Oskar ins Hochgebirge lockt und ihn dort in die Bärenhäuterrolle zwingt, bleibt einschichtig auf ihn bezogen; Nebenfiguren wie Yolanda stehen mit wenigen Strichen atmend da, die Masse als Masse, aber der vollends allegorische Schluß besiegelt den Verlust der erzählerischen Souveränität, aus welcher der erste Teil seine Kraft gewinnt. Die Rechnung geht auf, aber dazu ist sie angelegt. Hier versagt die traditionelle Haltung vor der Erfassung des „Modernen" wie freilich nicht anders möglich, wenn sie dessen Undurchdringlichkeit substituiert.

Heinrich Ringleb

Das Vorletzte

Seit der Reformation, ja eigentlich seit dem Aufkommen der Häretiker können es die Menschen nicht lassen, sich auszumalen, was geschähe, wenn Christus auf die Erde zurückkehren würde. Es müssen nicht immer Blasphemien sein, die bei jenen entstehen, die sich mit der Auskunft der Bibel nicht zufrieden geben. Dostojewskijs „Großinquisitor" ist die berühmte Ausnahme und auch das große Beispiel, um Unterfangen dieser Art zu messen.

Eine „moderne Parallele zum Neuen Testament" wollte *Klaus Mampell* schreiben, der durch seinen Erstling „Wohlgeboren Wolfgang Wundersam" gelinde Aufmerksamkeit erregte. *„Das Letzte Testament"* nennt sich das Machwerk. (Gießen 1958, Walltor-Verlag. 232 S. DM 12,—). Zwölf Autoren mit den unsinnigsten Namen handeln in zwölf „Monatsbüchern", von denen eines sogar vom Mai 2519 datiert ist, die sogenannte „Gute Mär" vom Heiland Gotthelf ab, auf den sich seine präsumtiven Gläubigen durch stimmungsvolle Kerzenabende vorbereiten. Man fragt sich ständig, was muß das für ein abseitiger Spintisierer sein, der in einem manchmal geradezu schauderhaften Deutsch mit dem Aplomb des Mystikers und Propheten Gedanken widergibt, die mit Religion nur dem Namen nach etwas gemein haben, geschweige denn mit christlichen oder antichristlichen Vorstellungen. Mit bestem Willen gelingt es nicht, die Absicht des Verfassers zu erkennen, der seinem konfusen Opus durch die Bezeichnung „Roman" noch die (Narren-) Krone aufsetzt.

Günther Specovius

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Reiseerinnerungen

Rudolf Hagelstange vermittelt in seinem neuen Reisetagebuch *„Das Lied der Muschel"* (München 1958, Piper. 82 S. DM 7,80) ein stimmungsvolles und anschauliches Bild von der Inselwelt der griechischen Ägäis. Der gemanagten Sozial-Touristik abhold, geht Hagelstange den Spuren der griechischen Mythen und den Zeugnissen des Christentums nach, die in gegenseitiger Beeinflussung und Durchdringung die Physiognomie der griechischen Inselwelt geprägt haben. Hagelstange beschreibt einen Morgen auf Pathmos, einen Tag auf Mykonos und einen Abend auf Delos. Er berichtet u. a. von der geheimnisvollen Welt der Klöster und von den sagenumwobenen Tempelresten der geschichtlichen Zeit. Reflektierende Dialoge und philosophische Sentenzen, Erinnerungen, den Raum von Geschichte und Kunst umgreifend, lebendig gestaltete Gegenwart, an der Vergangenheit gemessen, und dichterisch beschworene Vergangenheit, alle diese Merkmale einer minuziösen und souverän beherrschten Diktion zeichnen das vorliegende Buch aus.

In den Süden Italiens führen die Schilderungen einer vierzehntägigen Reise, die *Rolf Schroers* unter dem Titel *„Herbst in Apulien"* (Köln, 1958, Kiepenheuer & Witsch. 120 S. DM 6,80) veröffentlicht hat. Gegenwart, Mittelalter und Antike der Landschaft Apuliens erstehen plastisch vor den Augen des Lesers. Schroers' Beschreibungen überzeugen durch die Dichte der Aussage, durch eine Intensität der Sprachgestaltung, die bis in die Details des Erlebnisses spürbar ist. Die in Briefform gehaltenen Momentaufnahmen beschäftigen sich mit Kirchen und Kastellen, mit Palmen- und Olivenhainen, mit den Menschen des süditalienischen Raumes, mit bekannten und unbekannten Werken der bildenden Kunst. Die verwirrende Vielseitigkeit des völkerkundlichen, kunst- und kulturgeschichtlichen Erbes der Vergangenheit und charakteristische Bilder aus der Gegenwart werden hier in einer gekonnten Zusammenschau dargeboten.

Beide Bücher sind kleine literarische Kostbarkeiten, die aus der Flut der im letzten Jahr erschienenen Reisebeschreibungen hervorragen; man wünscht ihnen weite Verbreitung.

Hugo Ernst Käufer

Wir sind in der gleichen Lage

Nach einigen Wochen Aufenthalt in den USA glaubte schon mancher Besucher, er habe das amerikanische Wesen verstanden und könne es deuten. Wenigen gelang es, den Beweis hierfür anzutreten. *Karl Korn* jedoch hat auf Skizzenblättern einer siebenwöchigen Amerikareise ein ganzes Bündel glitzernder Reflexe amerikanischen Wesens und Lebens, seiner Gesellschaft und ihrer heutigen Formen eingefangen: *„Faust ging nach Amerika"* (Olten und Freiburg i. Br. 1958, Walter-Verlag. 136 S. DM 6,80) In diesem Prisma finden wir nebeneinander anschauliche Eindrücke vom amerikanischen Wohnen und Arbeiten, vom Traditionssinn, der Frömmigkeit und nicht zu vergessen der Negerfrage. Die stichwortartige Schilderung beweist, daß auch eine nahezu unpolitische Amerikasuche wertvoller sein kann als mancher erinnerungsschwere Wälzer.

Ist Faust wirklich nach Amerika ausgewandert und hat sein metaphysisches Gepäck in Europa gelassen? Erscheint Faust auch in der Masse, in den anscheinend recht unfaustischen Verhaltensweisen der Amerikaner, die sich so viel praktischen Komfort, Freizeit und solch seelenlos-bequeme Vorstädte schufen? Es stimmt, denn: „Die Amerikaner haben nicht nur einen Kontinent neu gemacht, seine Natur verwandelt, sie haben ein neues Volk gemacht."

Das Kaleidoskop enthält auf wenigen Seiten viele kluge Erläuterungen, eine der gelungensten davon ist die Darstellung der Folgen des Aneinanderreihens von Siedlungsklumpen in den „Bandstädten".

Wie viel von dieser Neuen Welt gibt es mittlerweile auch bei uns,

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

doch wir sind nicht nur „amerikanisiert" worden, da muß der europäische Faust mitverantwortlich gewesen sein. Hier rührt Korn an einen empfindlichen Nerv aller derer, die sich dem schmerzenden Licht der Selbsterkenntnis zu entziehen suchen: „Aber wir haben in Europa keinen Grund, diesen Zustand zu bewitzeln. In verkleinertem Maße sind wir in der gleichen Lage." *Wolfgang Rieger*

Geistliche Dichtung aus tausend Jahren

Wir besitzen zahlreiche Sammlungen geistlicher Dichtung, darunter befinden sich manche guten; soweit ich sehe, läßt sich aber keine mit dem von *Friedhelm Kemp* herausgegebenen Band: *„Deutsche geistliche Dichtung aus tausend Jahren"* (München 1958, Kösel. 543 S.) vergleichen. Hier wurde von einem Sachkenner und einem vertrauten Liebhaber dichterischer Werte zum ersten Mal der geglückte Versuch unternommen, aus der deutschen geistlichen Dichtung, die einen Zeitraum von rund tausend Jahren umfaßt, derart auszuwählen, daß nicht nur bekannte und bewährte Dichtungen wieder erscheinen, daß vielmehr auch zahlreiche verschüttete Kostbarkeiten aus selten gewordenen Frühdrucken oder schwer erreichbaren Gesamtausgaben an den Tag gebracht wurden und zwar in ihren ursprünglichen, ungekürzten Fassungen. Gleichzeitig wurden aber dichterisch fragwürdige oder gar wertlose Stücke, die in vielen Sammlungen mitgeschleppt wurden, weil sie eine Art unentbehrlicher geistlicher Gebrauchslyrik darstellten, ausgeschieden. So ist eine Sammlung geistlicher, das heißt ohne Unterschied der Konfessionen christlicher Dichtung geschaffen worden, die uns die Möglichkeit bietet, an dem tausendjährigen Gespräch der deutschen Seele mit Gott teilzunehmen. Wer sich in dieses Mosaik, wie der Herausgeber seine Sammlung nennt, versenkt, dem wird ein unvergeßliches Erlebnis zuteil werden, er wird aus diesem Bande ein Leben lang Kraft und Trost und Ermutigung ziehen können. Schlechthin unerschöpflich ist der Gehalt des Bandes, und wer das Buch sein eigen nennt, besitzt einen großen geistlichen Schatz, für den er dem Herausgeber und dem Verlag Dank schuldet, umso mehr als die Beiträge des Buches nicht nur ausgewählt sind, sondern weil sie durch ein hervorragendes Nachwort sowie gründliche biographische und bibliographische Daten ergänzt werden. Alles in allem, in einer Zeit, in der wir uns gerne ins Bewußtsein rufen, was wir an geistigen Werten besitzen, bedeutet das Erscheinen dieses Buches einen besonderen Gewinn. *Otto Heuschele*

Mensch und Natur

Das Buch von *Felix v. Hornstein „Wald und Mensch* — Theorie und Praxis der Weltgeschichte" (Ravensburg 1959, Otto Maier Verlag 283 S. DM 38,—) geht uns alle an. Es ist ein Beitrag, trotz des scheinbar begrenzten Themas, der unser eigenes Anliegen sein sollte. Denn die Antwort auf die Frage, wie sich in Zukunft das Verhältnis des Menschen zur Natur in unserer heillosen Zeit gestalten wird, kann, leider nicht muß Wege zeigen, die zur Gesundung führen können. Das Buch hat streng wissenschaftlichen Rang. So besonders in dem vierten und fünften Problemkreis, den Felix v. Hornstein behandelt: der geschichtliche Teil und die Analyse der waldbaulichen Abläufe in den letzten Jahrhunderten.

Mit Nachdruck hebt der Verfasser die Verantwortlichkeit des Menschen bei seinem Mitleben in und seinem Gegenübertreten der Natur hervor. So beginnt er mit einem rein kulturphilosophischen Teil, den man wohl ohne Übertreibung eine Philosophie des Waldes nennen kann. Diesem Teil folgt die Untersuchung über das Heimatliche, und dann nimmt er Stellung im nächsten Teil zur ursprünglichen und natürlichen Bewaldung von heute, wobei vor allem die positiven und negativen Möglichkeiten erörtert werden, die dem Menschen zugänglich sind. Der Wald ist

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

der Hüter des recht verteilten Wasserhaushaltes, also der Garant der Fruchtbarkeit schlechthin. Was an Sünden des Menschen durch die Veränderungen der nach der großen Ordnung geschaffenen Natur begangen worden ist, dürfte in vielen Fälllen bekannt sein. In Nordamerika ist der Wald in weiten Bezirken vernichtet, hat er der „Zivilisation" weichen müssen mit der Folge, daß durch das gestörte Gleichgewicht schwere Stürme das Land verheeren. Die letzte Verwüstung, die grade uns Deutsche angeht, geschah durch die Methoden der „Wiedergutmachung" auch durch die Waldbestände unseres Vaterlandes. Die Alliierten im Westen haben nach anfänglichen rücksichtslosen Methoden allmählich Rücksicht auf die Erhaltung der Natur genommen, während die Sowjets weite Ländereien der alten deutschen Gebiete und auch der Gebiete in der Zone schlechthin verwüstet haben, so daß die Gefahr der Versteppung dieser Gebiete droht.

Schon diese Hinweise dürften genügen, um die Bedeutung des Buches, für dessen Herausgabe in 2. Auflage dem Verlag Dank gebührt, klarzustellen. Die innige Verbundenheit und Liebe des Verfassers zur Natur geht aus der Widmung hervor. Innerlich ist er mit Adalbert Stifter und Gottfried Keller, mit den Geographen Alfred Penck und Robert Gradmann verbunden und widmet das Buch auch allen Lehrern wahrhaft naturnahen Waldbaues sowie seinen Freunden und den Liebhabern und allen Menschen. Die 1. Auflage erschien im Jahre 1951. Jetzt liegt das gut gedruckte und mit zahllosen Illustrationen und Karten versehene Buch in erweiterter und vertiefter Auflage vor. Die Grundlage der Untersuchung ist das Alpenvorland mit der Bodenseelandschaft. Der ausführliche Anhang unterstreicht die wissenschaftliche Bedeutung dieses nachdenklichen und hoffentlich auf Verständnis vieler Kreise stoßenden Buches. *R. P.*

Neue Zeitschrift für Musik

gegründet 1834
von Robert Schumann

Unter Mitwirkung von Ernst Thomas, herausgegeben von Prof. Dr. Erich Valentin und Dr. Karl H. Wörner

Die **Neue Zeitschrift für Musik**

bringt maßgebliche Beiträge bekannter Musikwissenschaftler,

berichtet über das musikalische Geschehen des In- und Auslandes,

bespricht neue Bücher, Noten und Schallplatten,

enthält zahlreiche Bilder, Notenbeispiele und jeweils eine vierseitige Notenbeilage.

Bezugspreis: Jährlich DM 18,—, vierteljährlich DM 4,80 (zuzüglich Portokosten)

Verlangen Sie kostenlose Probehefte vom Verlag

Neue Zeitschrift für Musik
Mainz · Weihergarten 12

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Richard III.

Wie bilden sich eigentlich historische Traditionen? Wie jene typologisch vereinfachten Bilder von Charakteren und Schicksalen, die — in Legenden und Lesebüchern mit der schlichten Kraft des ein für alle Mal Geprägten weitergereicht — in den dichterischen Darstellungen weniger ihren Grund als ihre legitimierende Krönung zu finden scheinen? Wer Don Carlos oder Mary Stuart, Wallenstein oder gar Wilhelm Tell (dieser vollends Legendäre!) „waren", das „wissen" wir offenbar durch Schiller bestimmter und gewisser als durch Ranke. Warum aber ist das so? Fehlt der Forschung die letzte verdichtende, die im liebevoll gewalttätigen Benennen des „Guten" und „Bösen" schöpferische Kraft, mit der die Kunst ihren Stoff — auch Menschen als ihren „Stoff"! — zu gültigen und dauernden Gestalten formt?

Wer Huizingas „Herbst des Mittelalters" las, oder wer jetzt die minutiös gewissenhafte und wahrhaftige Monographie über Richard III. von England/York aus der Hand legt *(Paul Murray Kendall, „Richard III."* Aus dem Engl. übertr. v. A. Seiffhart und Dr. H. Rinn. München: Verlag Georg D. W. Callwey 1957. 487 S. mit einer Stammtafel. DM 22,—) und dann seinen Shakespeare hervorholt, wird neuerlich vor diesen Fragen stehen. Kendall, Historiker an der Ohio State University, hat das Muster einer glänzend dokumentierten, vollkommen gerechten, behutsam abwägenden Studie vorgelegt. Der dynastische und soziologische Hintergrund der „Rosenkriege" zwischen York und Lancaster, dieses schauerlichen Gemetzels verwirrter Leidenschaften, aus dem endlich der Stamm der Tudor zum Throne Englands aufstieg — diese zeitgeschichtliche Szenerie liegt vor dem nachzeichnenden Historiker wie ein figuren- und rankenreicher Teppich, dessen Muster und durchlaufende Fäden hier auch nur andeutend zu skizzieren nicht möglich ist. Es mag genügen, auf eine der Wirkungen eines solchen, zunächst so verwirrend scheinenden Bildes hinzuweisen: Wohl keiner Geschichtsepoche ist das ineffabile fremd; eine jede zeigt es, weist auf sein Dasein hin in jeweils ihr gemäßen Andeutungen. Seien es die geflüsterten Argwohne, die sich zu Zeiten dynastisch bestimmter Staatspolitik an den dumpfen, heillosen Makel illegitimer Geburt heften; seien es die ängstigenden Geheimnisse, die einen im Ausland auf seine Stunde lauernden „eigentlichen" Thronprätendenten umwittern; seien es die schauerlichen Unerklärlichkeiten um Treue oder Verrat zwischen Brüdern, Vettern, Rivalen, hinter denen jeweils Rechtsansprüche oder teilhafte und dennoch pflichtbewußte Gefühle besonderer Verantwortungen stehen — Menschen, konkrete Personen und ihr spektakuläres Geschick sind es am Ende, auf die die Mit- und Nachlebenden die Wirrnisse des Undurchschaubaren, Unerklärlichen, Unaussagbaren konzentrieren wie auf einen Brennspiegel. Die Frage nach dem Grund dieses Vorganges, in dem Legenden sich bilden und mit dem Dichter — Shakespeare in besonders großartiger weil nicht moralisierender Weise — die innere Wahrheit geschichtlicher Ereignisse in Gestalten bannen, führt in die metaphysische Tiefe menschlicher Freiheit: Die Legende des Volkes wie die Kraft des Dichters wissen beide auf ihre Weise, daß das menschliche Herz — auch und besonders das unfaßbar zarte und verletzliche eines rauhen, von der Natur nicht ausgezeichneten, an sich selbst leidenden Menschen wie Richard III. einer war — der Quellort jener radikalen Freiheit ist, mit deren Vollzug der handelnde Mensch sich dem übergeschichtlichen Gericht stellt.

Die Arbeit des Historikers, der nach seinen Kräften die schlichte Wahrheit aus den zeitgenössischen Quellen erhebt und darstellt, wird den innersten Motiven der Geschichte umso gerechter werden, je frömmer sie diesen ihren unaussagbaren Grund in sich bestehen läßt, indem sie auf ihn hinführt. — Kendall hat diese Leistung in großartiger Weise vollbracht. *Hellmut Kämpf*

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Vom Schönen

Bei dem Blick in unsere aus den Fugen geratene Welt hat der moderne Mensch leider ausreichenden Anlaß, sich durch all das Erschreckende, dem er begegnet, seelisch bedrückt zu fühlen. In seiner Sehnsucht, sich von diesem Druck zu befreien, findet er Stärkung im Erleben des „Schönen", das ihm Natur und Kunst (wenn Kunst auch nicht immer in ihrer abstrakten Spielart) in reicher Fülle bieten. Daß dieses Bedürfnis ein echtes ist, findet in den Bemühungen um Erhaltung und Pflege von Naturschönheiten, in der immer größer werdenden Zahl derer, die diese Schönheiten beglückt genießen, und einem sich in Museen, Kunst-Ausstellungen, sowie künstlerisch-musikalischem Schaffen und Nach-Schaffen offenbarenden kulturellen Hochstand, volle Bestätigung.

Ein solches Erleben von Schönheit und Harmonie setzt jedoch voraus, daß es uns eine Wahrheit offenbart, die zu unverlierbarem Besitz werden kann, wenn sie uns über uns selbst und unser Sein in der Welt etwas aussagt. Und wo eine solche Wahrheit erlebt wird, sollten ihre Zusammenhänge mit den Möglichkeiten, das „Schöne" unserem Erkennen einzuordnen, untersucht werden.

Zu dieser Einsicht, welche bei psychologischen Erforschungen seelischer Tiefen- und Untiefen selten Beachtung findet, führt das Buch „*Vom Schönen und seiner Wahrheit*". Eine Analyse ästhetischer Erlebnisse von *Richard* und *Gertrud Köbner* (Berlin 1957, Walter De Gruyter & Co.). Eine modernistisch eingestellte Kunstwissenschaft mag in ihrer Überheblichkeit zwar die Tendenz eines „Zurück zur Ästhetik Schillers" vielleicht als unzeitgemäß ablehnen. Demgegenüber wollen die Verfasser mit diesem Buch dem Leser helfen, das Erlebnis des Schönen, wo immer er es findet, nicht nur als ein lediglich subjektives zu behandeln, sondern auf die Erkenntnis zu achten, die es enthüllt. Da wir uns bemühen, in allem Subjektiven das objektiv Gültige aufzudecken, so beschäftigt sich das Koebner'sche Buch auch *nicht* mit der Kunst bestimmter Zeiten oder der Schönheit bestimmter Landschaften. Im Gegenteil; es handelt sich, — wie aus dem Schlußkapitel: „Ausblicke" klar hervorgeht — um die *zeitlose* Wahrheit, die jeder findet, der sich in Schönheit zu versenken vermag, und *nicht* darum, „moderne" Kunst zu „bewerten" oder „alte" Kunst als die einzig wahre zu verfechten. — So stellt sich das Buch die schwere, aber dankenswerte Aufgabe, dem Leser ein notwendiges Rüstzeug zu bieten, sich mutig zu dem zu bekennen, was er *an* und *im* Schönen erlebt, und dieses Erleben so ernst zu nehmen, daß es — wie wissenschaftliche Erkenntnis — erkenntnistheoretische Wertbeständigkeit behält.

Der Mitverfasser dieses Buches, Professor Dr. Richard Koebner, war bis 1933 Professor für moderne Geschichte an der Universität Breslau. In 1934 folgte er einem Ruf an die Universität Jerusalem, an der er den Lehrstuhl für das gleiche Fach bis zur Erreichung des Emeritierungs-Alters in 1957 innehatte. Im Sommer 1958 verstarb er plötzlich, nachdem er noch kurz vorher einen Ruf an das „Institute for Advanced Studies" in Princeton (USA) erhalten hat. Von seinen zahlreichen, in Fachkreisen sehr beachteten Veröffentlichungen, verdient besondere Erwähnung sein Beitrag zur „Economic History", herausgegeben von der Universität Cambridge. Ein zusammenfassendes Werk über „Imperialismus" im Wechsel der historischen Betrachtung blieb unvollendet. *Leon Zeitlin*

Hinweise

Sterne, Laurence: Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys (Bremen, Verlag C. Schünemann. Sammlung Dieterich Band 189. 685 S. DM 17,80). Der unsterbliche Roman des großen englischen Satirikers, der in der Zeit unserer Klassik starke Wirkungen auf die deutsche Literatur ausgeübt hat, liegt nun in einer ausgezeichneten Übersetzung von Rudolf

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Kassner vor und wird zweifellos wiederum seinen Weg zu vielen deutschen Lesern finden. Die 10 Abbildungen nach zeitgenössischen englischen Kupfern erhöhen die Lebendigkeit der Wirkung.

Nowak, Leopold: Joseph Haydn. Leben, Bedeutung und Werk (Zürich, Amalthea Verlag. 578 S.) Zum 150. Todestage Haydns am 31. Mai 1959 ist eine zweite überarbeitete Ausgabe der bekannten Haydn-Biographie erschienen. Eine sachkundige und liebevolle Würdigung des österreichischen Musikers.

Müller, Hans Carl: Lieder vom Montmartre, übertragen und mit kurzen Einführungen versehen (München, Albert Langen — Georg Müller Verlag. 108 S. DM 9,80). Besonders willkommen ist, daß der französische Text und die deutsche Übersetzung einander gegenüberstehen, was nicht nur die Prüfung der Güte der Übersetzung erleichtert, sondern auch den einmaligen Zauber dieser lyrischen Äußerungen einer ganzen Generation erschließt, die als echte Bohemiens um den Montmartre herum heimisch gewesen ist.

Deutsche Gedichte der Nachromantik und des jungen Deutschland, Anthologie (Heidelberg 1957, Verlag Lambert Schneider. 314 S. Ln. DM 9,50. Leder DM 15,—) Diese Auswahl von Michael Brink und Lambert Schneider bemüht sich um das, was „Ewigkeitswert" als Gedicht besitzt. Sparsam sind einige unbekanntere Dichter, teilweise nur mit acht Verszeilen aufgenommen — das ist nicht ungefährlich. Sehen wir von dieser Eigenwilligkeit ab, so bietet das Buch sonst überwiegend eine kostbare Auswahl.

Cleve, Walter Theodor: Evangelisch und Katholisch (Witten 1958, Luther-Verlag, 118 S. brosch./Gln. DM 4,80/ 6,40) Der Verfasser dokumentiert nicht nur den kennzeichnenden Unterschied zwischen der Römischen und der Evangelischen Kirche, sondern veranschaulicht auch kritisch die Stellung der heutigen Kirche des Evangeliums, zu der er aus dem Katholizismus übertrat.

Melville, Hermann: Ein sehr vertrauenswürdiger Herr, Roman (Hamburg 1958. 370 S. DM 15,80) Dieser sehr vertrauenswürdige Herr ist eine Art Eulenspiegel unter der Maske eines Betrügers auf einem Mississippi-Dampfer. Seine eulenspiegelhafte Moral zeichnet sich in einer bis zur Satire werdenden Gesellschaftskritik ab. 1857 schrieb Melville diesen köstlichen Roman, sechs Jahre nach Erscheinen seines weltbekannten „Moby-Dick".

Maass, Prof. Dr. Walter: Das Zeitalter des Kolonialismus (Lüneburg, Metta Kinau Verlag. 104 S. DM 4,90) In der Schriftenreihe: Wissenschaft und Menschenführung, herausgegeben vom Arbeitskreis für angewandte Anthropologie erschien diese Abhandlung über den Kolonialismus von den Conquistadoren bis zur Konferenz von Bandung. Die Schrift schließt ab mit der Forderung demokratischer Selbstregierung für entkolonisierte Länder.

Sager, Dr. Peter: Ungarns Freiheitskampf, Separatabzug von im „Bund", Bern erschienenen Aufsätzen (Bern, Druck: Fritz Pochon-Jent, 32 S.) „Der Anruf ist erfolgt, die Weltgeschichte wartet auf die Antwort des Westens", steht im Schlußbeitrag dieser Schrift, in der in Abhandlungen von Dr. Peter Sager, Dr. Dietrich, A. Lober, Prof. Werner Kägi, Prof. Walther Hofer und von einem ungarischen Gelehrten die Verletzung des Völkerrechts in Ungarn zum Ausdruck kommt.

Greeven, E. A.: Reisen seit Anno dazumal. Broschek Verlag. Hamburg 1958. 204 S. DM 9,80). Ein höchst amüsantes und auch lehrreiches Kompendium des Reisens von der alten Zeit bis in unsere Tage.

Godal, Eric: Teenagers. (Hamburg 1958, Broschek Verlag. 160 S. DM 14,80). Dieses Buch ist in seinen Illustrationen ein wenig oversexed, enthält aber eine Reihe sehr guter Beiträge, so vor allem die von Barbara Bondy, von Kästner und Haas.

Bruns, Ursula: Mensch und Tier. (Freiburg 1958, Herder Verlag. 16 S. DM 3,80). Ein besonders reizendes

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Bändchen des Bilderkreises im Herder-Verlag.

Wulf, Josef: Raoul Wallenberg. (Berlin 1958, Colloquium Verlag. DM 3,80). Nur wenige gegenwärtige Schriftsteller wären in der Lage gewesen, das Leben des tapferen schwedischen Diplomaten, der heroisch um das Leben der ungarischen Juden kämpfte und dabei vermißt wurde, zu schildern. Ein sehr wichtiger Beitrag zur kleinen biographischen Reihe „Köpfe des XX. Jahrhunderts".

Walz, Heinz: England (Nürnberg, Glock und Lutz. 335 S. 16 Bildtafeln. DM 15,—). Der Versuch, eine Bibliothek „Geistige Länderkunde" herauszugeben, deren 5. Band sich mit England befaßt, ist interessant genug. Denn alle Beiträge, welche die nationale Enge sprengen und um Verständnis für die berechtigte Eigenart aller anderen Länder werben, erscheinen als Notwendigkeit. Die Gefahr, einem Volke gibt, herauszuarbeiten, wird in dem vorliegenden Bande vermieden. Die Angaben über Religion, Wissenschaft, Kunst, Kultur und Bildungswesen beruhen auf statistischer Grundlage. Ein ausführliches Stichwörterverzeichnis ist beigefügt.

Wais, Kurt: An den Grenzen der Nationalliteraturen (Berlin, Walter de Gruyter & Co. 417 S. DM 27,—). Es ist ein Buch, das den europäischen Gedanken zu untermauern und zu bestätigen geeignet ist, was umso notwendiger erscheint, als dieses alte Europa zwischen den beiden entscheidenden Weltmächten USA und der Sowjetunion stark in den Hintergrund gedrängt worden ist. Die Verflechtung der europäischen Literatur wird an Einzelbeispielen in der Zusammenstellung der verschiedenen Aufsätze des Verfassers dargetan. Er betrachtet u. a. „Goethe und Frankreich", „Schillers Wirken im Ausland", „500 Jahre deutscher Beurteilung der französischen Literatur", „Stendhals ‚Die Kartause von Parma' ", „Die Auswirkung des französischen Naturalismus auf die deutsche Literatur", „Ibsens Sinnbilder und die Krise seines Jahrhunderts", „Knut Hamsuns Wandern durch die Welt", „Calderon in Deutschland", „Die italienische und deutsche Gegenwartslyrik und ihre Beziehungen", „Die zeitgenössische Dichtung und die bildenden Künste": D. H. Lawrence, Paul Valéry, Rilke u. a. Endlich auch die „Berührung der alt-orientalischen und europäischen Erzählungsdichtung." Nützlicher Anhang mit Literaturnachweis. Grade bei der gegenwärtigen geistigen Situation kommt dem Buch wegen der geistigen Haltung des Verfassers erhebliche Bedeutung zu.

Reich, Hanns, Hrsg.: Kinder aus aller Welt (München 1958, Hanns Reich Verlag. 22 x 28 cm, 120 Kunstdrucktafeln, 20 S. Text. DM 19,80). Mit diesem Terra Magica Bildband hat der Verlag einen neuen Höhepunkt seines fotokünstlerischen Schaffens erreicht. Die 120 Kinderbilder von ersten Fotografen aus der ganzen Welt rühren das Herz des Beschauers. Sind nicht die Kinder unsere Möglichkeit von morgen? Und wie wenig haben sie zu lachen! Ein Buch von großer Schönheit; aber von einer Schönheit, die dem Entsetzen benachbart ist.

Lembezat, Bertrand, Hrsg.: Eve noire (München o. J., Hanns Reich Verlag. 22 x 28 cm, 64 Tiefdruckbilder, 5 S. Text. DM 19,80). Der Herausgeber steuerte die meisten Fotografien zu diesem Terra Magica Bildband bei. Sein Text ist ein melancholischer Abschied vom schwarzen Afrika, wo er in Kamerun und am Kongo Mädchen und Frauen ohne Prüderie fotografiert hat. Maillol hat solche nackten Schönheiten gezeichnet, die keineswegs im Stande der Unschuld, das Verlangen nach einer besseren Welt stärken. Man kann sie immer wieder ansehen, ohne zu ermüden.

Herrmann-Neiße, Max: Im Fremden ungewollt zuhaus, Gedichtauswahl (München, o. J., Albert Langen — Georg Müller Verlag, 64 S. DM 3,80). Wohl ist Max Herrmann-Neiße in unserer Zeit kein Unbekannter, sein Name wird überall dort genannt, wo man sich der Dichtung in den Jahrzehnten vor 1933 erinnert. Für die Kenntnis seiner Dichtung ist al-

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

lerdings nichts gleichermaßen Genügendes getan. Umso wesentlicher wird jede Publikation, wenn sie auch nur so schmal, wie leider die vorliegende, sein mag. Solch eine Auswahl birgt aber auch die Gefahr, sie nach Gesichtspunkten zu treffen, die Einseitiges überbetonen. Die vorliegende Ausgabe von Herbert Hupka bevorzugt nicht zum Vorteil des großen menschlichen Raums des Dichters etwas zu stark die Dichtung, die sich auf seine engere schlesische Heimat bezieht.

Schulz, Joachim: Umgang mit Australiern (Nürnberg 1956, Luken & Luken. 32 S. DM 1,80). Politische und wirtschaftliche Situation Australiens — Lebensgewohnheiten seiner Menschen: Konfession, Sitten und Gebräuche sind in dieser Erscheinung kurz zusammengefaßt.

Weidlich, Hansjürgen: Der Knilch und sein Schwesterchen (Hamburg 1958, Agentur des Rauhen Hauses. 108 S. DM 5,80). Freuden und Sorgen mit zwei vom Jugendamt vermittelten Adoptivkindern sind liebevoll dargestellt. Das Buch gibt ein vortreffliches Beispiel für kinderlose Familien, sich der Waisen, also der Kinder, „die schon da sind", anzunehmen.

Friedrich, C. J.: Totalitäre Diktatur (Stuttgart 1957, W. Kohlhammer. 315 S. DM 32,—). Der bedeutende Staatswissenschaftler analysiert hier die Institution der totalitären Diktatur mit Hilfe von sechs Kriterien (Ideologie, Massenpartei, Geheimpolizei, Meinungs- und Waffenmonopol, zentralgelenkte Wirtschaft). Im Rahmen der damit gezogenen Grenzen gelingt es ihm, neues Licht in die sowjetischen und nazistischen Beispiele zu bringen; eine Fülle von Einsichten sprengt immer wieder den Rahmen, auch der Methode. Was F. über das Vakuum zwischen Führer, Gefolgschaft und Volk zu sagen hat, weist weit ins Philosophische. Alles in allem: Ein Beitrag zur politischen Soziologie des Totalitären, der an Gelehrsamkeit und Originalität kaum seinesgleichen hat.

Schwarz, Richard: Wissenschaft und Bildung (Freiburg/München 1957, Verlag Karl Alber, VIII und 336 S. DM 19,50). Nach Untersuchung und Klärung der Fragen nach dem Sinn der Wissenschaft und Bildung gelangt der Verfasser zu einer Feststellung ihrer Möglichkeiten in der gegenwärtigen geistigen Situation. Erschöpfend ist der Einfluß philosophischer, humanistischer, politischer und weltanschaulicher Perspektiven gewertet. Pädagogische Gesichtspunkte führen zum Vorschlag eines „Studium generale" als Institution der Universitäten, in dem das Bewußtsein für den Maßstab des eigentlich Menschlichen geweckt werden soll, ein Widerstand des freien Geistes gegen eine im technokratischen, politischen und ökonomischen versklavte Welt.

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: **Hans-Ulrich Engel**, 1929 in der Mark Brandenburg geboren, war Museumsleiter in Freienwalde, schreibt in Berlin Fernsehfilme, veröffentlichte u. a.: „Fontane — damals und heute", 1958, „Schlösser und Herrensitze in Brandenburg und Berlin", 1959. — **Waldemar Kuri**, der im Maiheft vertreten war, wurde 1930 in Kehl am Rhein geboren, humanistisches Gymnasium in Freiburg/Br., Studium in Paris am Institut des Hautes Etudes Cinématographiques (IDHEC), danach — neben publizistischer Tätigkeit in Paris — Dozent für Filmdramaturgie und Filmanalyse am Deutschen Institut für Film und Fernsehen (DIFF) in München; Ende 1957 auf eigenen Wunsch wieder ausgeschieden und seitdem ganzzeitig in Paris. Zahlreiche literarische, historische und politische Rundfunksendungen, vor allem über französische und deutsch-französische Fragen, für deutsche Sender und beim Französischen Rundfunk (RTF). Langjährige Tätigkeit als Autor bei Schul- und Jugendfunk. Mitarbeit bei Fernsehen und Film in Frankreich. Veröffentlichungen über Filmfragen in Zeitschriften und in Sammelbänden.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Rudolf Pechel . . . . . Der konservative Gedanke
Hans Jaeger . . . . . Afrikaner und Weiße
Wolfgang Rieger . . . . Die ausländischen Studenten in Deutschland
Wilhelm Sternfeld . . . . . Kaiserin Friedrich und Karl Marx
Thomas O. Brandt . . . . . Anpassung und Unabhängigkeit
Friedrich Heer . . . . . Politik und Metapolitik
Mario Ludwig . . . . . Gestalter der Moderne
Ferdinand Lion . . . . . Die Monade als Weltspiegel
Roland Marwitz . . . . . Oppermann. Erzählung

Berichtigung

In der Glosse „Die unsterbliche Lüge" (S. 292) wurde versehentlich Albrecht v. statt Johannes Haller gesetzt. Wir bitten um Entschuldigung. Über Johannes Haller sagt v. Rudolph, der zitierte Verfasser des Buches „Die Lüge, die nicht stirbt." auf S. 124: „Den stickigen Qualm heute wieder anzublasen, ist nicht zu entschuldigen. Spuren des professoralen Starrsinns finden sich z. B. in einem vor 1933 viel gelesenen Buch, das 1956 als ‚Standardwerk der Geschichte' neu aufgelegt wurde." Er zitiert aus dieser Ausgabe, Seite 232f.: „Da kam im ganzen Reich die längst vorbereitete Revolution zum Ausbruch. Vor dem Aufstand der Massen räumten Reichsregierung und Minister das Feld . . . Nun konnten die siegreichen Feinde Deutschland den Fuß in den Nacken setzen: am 12. November 1918 trat der Waffenstillstand in Kraft, dem das geschlagene Heer sich hatte unterwerfen müssen, weil eine Fortsetzung des Kampfes mit der Revolution im Rücken unmöglich schien." — Johannes von Haller war ein fragwürdiger Mann sein Leben lang, ein Professor vom Treitschke-Typus. „Am deutschen Wesen wird die Welt genesen". Die Wendung „Standardwerk" für die Nachkriegsausgabe seiner „Epochen" gebrauchte auch Professor Dehio, der sagte, während einige Historiker sich bemühten, das deutsche Geschichtsbild zu reinigen, werde Hallers Buch Nachkriegslesern aufgetischt. „Man glaubt Gespenstern zu begegnen."

Mitteilungen

Der heutigen Gesamt-Auflage liegt ein Prospekt der Firma Furche-Verlag, Hamburg, bei, worauf wir unsere geschätzten Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Anzeigenverwaltung: Hans Rosenstein, Köln am Rhein 17, Postfach 9, Telefon 381304

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsfej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junk, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co, NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncales Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokuxu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: viertelj. DM 5,—.

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

International Social Science Journal

(formerly: International Social Science Bulletin)

quarterly review published by the United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization, 2 Place de Fontenoy, Paris 7ème.

JUST ISSUED:
VOL. XI N° 1:

Part I:

SOCIAL ASPECTS OF MENTAL HEALTH

By way of introduction, by J. R. Rees — Environment and Mental Health, by Marie Jahoda — Effects of Urbanization on Mental Health, by Tsung-yi-Lin — Human relations in industry, by R. F. Tredgold — Mental health problems in hospitals, by P. Sivadon — Mental health in college and university in the United States of America, by Dana L. Farnsworth and Henry K. Oliver — The international approach to the problems of mental health, by E. E. Krapf.

Part II:

ORGANIZATION IN THE SOCIAL SCIENCES

Current studies and research centers — Review of documents and books — News and announcements.

Yearly subscription: $ 6.50; 32/6(stg); 2000 FF
Single issue: $ 2.00; 10/-(stg); 600 FF

or the equivalent in local currency. Send your orders to:

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

NEUERSCHEINUNG

WALTHER VON LOEWENICH

Von Augustin zu Luther

Beiträge zur Kirchengeschichte

1. Auflage, 440 Seiten, Gln. DM 16,80

Der Erlanger Kirchengeschichtler Walther von Loewenich, der durch eine Anzahl bedeutender Werke inzwischen große Beachtung gefunden hat, legt nunmehr einen neuen Band vor, dessen Beiträge speziell der Kirchengeschichte, dem eigentlichen Arbeitsfeld des Autors, gewidmet sind. Was in seiner einbändigen Gesamtdarstellung der Kirchengeschichte, nämlich in dem bekannten Werk „Die Geschichte der Kirche", notwendigerweise zu kurz kommen mußte, das findet der Leser zumindest für den Zeitraum von Augustin bis zum Augsburger Interim in vielen Stücken ergänzt.

Insbesondere seine Lutherdeutungen, die von einer tiefen Verehrung für den großen theologischen Denker zeugen, ohne deswegen in kritiklose Apotheose einzumünden, werden viele Theologen und theologisch interessierte Laien unserer Tage aufhorchen lassen. Loewenichs Arbeitsgrundsatz, der sich mit der Formel „Freiheit in der Bindung" umreißen ließe, bewährt sich auch in diesen Beiträgen zur Kirchengeschichte.

Wiederum macht eine knappe und gezielte Ausdrucksweise die Aufsätze des Verfassers auch für den Nichtwissenschaftler zu einer angenehmen und anregenden Lektüre.

LUTHER-VERLAG WITTEN

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1

ITALIEN

KASIMIR EDSCHMID

ITALIEN

Band I: Zwischen Alpen und Apennin

568 Seiten mit 20 Foto-Tafeln. Leinen DM 19.20

Band II: Zwischen Apennin und Abruzzen

566 Seiten mit 16 Foto-Tafeln. Leinen DM 19.20

Band III: Rom und der Süden

728 Seiten mit 16 Foto-Tafeln. Leinen DM 24.—

KASIMIR EDSCHMID

Italien von Verona bis Palermo

Eine vom Verfasser selbst besorgte Auswahl aus dem Italien-Werk

4. Auflage. 423 Seiten mit 19 Zeichnungen und 40 ganzseitigen Fototafeln. Leinen DM 15.60

SPANIEN

ANTON DIETERICH

Spanien von Altamira zum Alkazar

2. Auflage. 244 Seiten mit 9 Zeichnungen und 24 Fotografien. Leinen DM 16.80

ANTON DIETERICH

Spanien zwischen Cordoba, Cadiz und Valencia

247 Seiten. 24 Kunstdruck-Fototafeln. Leinen DM 16.80

W. KOHLHAMMER

Approved For Release 2003/08/11 : CIA-RDP78-02771R000300490002-1